

## **Protokoll der 61. Sitzung**

der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ am Dienstag, dem 8. Februar 1994; Beginn: 19.00 Uhr in Dresden, Dreikönigskirche, Haus der Kirche, Hauptstraße 23; Vorsitz: Rainer Eppelmann (CDU/CSU); Tagesordnung: Öffentliche Anhörung zu dem Thema

## **„Kirchen und Christen im Alltag der DDR“ (1. Teil)**

### **Inhalt**

#### **Begrüßung**

Steffen Heitmann, Landesminister . . . . . 343

#### **Erklärung**

Markus Meckel . . . . . 345

#### **Eröffnung**

Vorsitzender Rainer Eppelmann . . . . . 346

#### **Vortrag**

Wolf Krötke . . . . . 348

„Christlicher Glaube und marxistische Weltanschauung im Alltag der DDR“

#### **Podium**

unter der Leitung von Martin-Michael Passauer . . . . . 355

Hans-Otto Furian . . . . . 358

Georg Hanke . . . . . 360

Thomas Küttler . . . . . 362

Klaus Milde . . . . . 364

Annemarie Müller . . . . . 366

Stefan Dachsel . . . . . 368

Alfred Schmahl . . . . . 370

**Diskussion** . . . . . 372

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Es ist mir eine Freude, als Gastgeber Herrn Steffen Heitmann zu begrüßen.

**LMS Steffen Heitmann:** Lieber Herr Eppelmann, meine sehr verehrten Damen und Herren. Ich darf Sie im Namen unseres Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf, der heute Abend leider verhindert ist, sonst hätte er es gerne selbst gemacht, sehr herzlich in der Landeshauptstadt des Freistaates Sachsen begrüßen und freue mich, daß Sie den Weg nach Sachsen wieder einmal gefunden haben und hier Ihre öffentliche Anhörung durchführen. Nach meinem Eindruck ist die Arbeit der Enquete-Kommission in den letzten Monaten zunehmend in ruhigere Bahnen geraten; jedenfalls, was die Erscheinung in der Öffentlichkeit anlangt. Vielleicht ist das eine Chance, die Arbeit konzentrierter und intensiver abseits vom politischen Tagesgeschäft betreiben zu können. Es ist nach meiner Überzeugung jedenfalls nach wie vor gut und notwendig, daß es diese Enquete-Kommission gibt. Ich sehe insbesondere vier wichtige Aspekte Ihrer Tätigkeit.

Der erste Aspekt: Dem kurzen Gedächtnis des Menschen aufhelfen. Man merkt jetzt – drei, vier Jahre nach der Revolution –, wie rasch man vergißt. Wie fern einem oft Dinge sind, die einmal unser Leben unmittelbar und ganz dicht bestimmt haben. Das geht sehr schnell, und es ist nicht gut, wenn es zu schnell geht. Die Gegenwart kann man nur richtig würdigen, wenn man die Vergangenheit, die uns durch lange Zeit geprägt hat, zugleich mit im Blick hat und nicht vergißt.

Der zweite Aspekt: Dem Verdrängungsmechanismus widerstehen. Nach meiner Überzeugung hat sich in den letzten zwei Jahren dieser Verdrängungsmechanismus in Ost und West in intensiver Weise befestigt. Beschäftigung mit der Vergangenheit heißt immer auch Beschäftigung mit eigenem Fehlverhalten in der Vergangenheit – und das verdrängt man gern. Das tut weh, sich damit zu beschäftigen. Die Brust zu öffnen und zu sagen, so war es und nicht anders, dazu stehe ich. Ich betone noch einmal, das gilt für Ost und West, denn Anpassung und Abgrenzung war nicht nur unser Lebensproblem im Osten, sondern es war auch ein Problem für die politischen Kräfte im Westen. Auch da läßt man sich an manches nicht gern erinnern. Wir müssen aber dem Verdrängungsmechanismus widerstehen.

Der dritte Aspekt: Der Instrumentalisierung der Geschichte für aktuelle politische Zwecke widerstehen. Es ist meines Erachtens kurzfristig und kurzatmig, wenn man Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschung sofort in aktuelle politische Münze ummünzen will, weil nämlich im nächsten Augenblick das Umgekehrte geschieht von der anderen politischen Seite. Wir haben uns da, glaube ich – und wenn ich uns sage, dann meine ich uns aus der ehemaligen DDR, ich meine aber auch uns als heutige gesamtdeutsche Parteipolitiker – gegenseitig wenig vorzuwerfen. Es ist kurzfristig, diese

blitzartig aus bestimmten Richtungen aufscheinenden Erkenntnisse vorschnell zu instrumentalisieren, überhaupt zu instrumentalisieren.

Der vierte Aspekt: Die historische Wahrheit suchen. Es gibt meines Erachtens einen offenen und erfolgversprechenden Gang in die Zukunft nur dann, wenn man die historische Wahrheit zumindest sucht. Die Frage ist ja, gibt es sie überhaupt, die historische Wahrheit? Was ist das? Ich glaube, im naturwissenschaftlich objektiven Sinne gibt es natürlich keine historische Wahrheit. Jede Zeit muß sich ihre Geschichtssicht selbst erarbeiten, und eben diese Geschichtssicht ist zugleich ein Teil ihres Selbstverständnisses. Zeitgeschichte hat es dabei besonders schwer, weil Zeitzeugen da sind, die ihre eigene Geschichte natürlich emotional erlebt haben und emotional in sich tragen und nur emotional darstellen können. Da gibt es keine Objektivität. Objektivität ergibt sich erst im Laufe der Zeit in immer neuem Nachdenken und in immer weiterem Abstand von dem Geschehen, das hinter uns liegt. Es gibt manche, die deshalb sagen, zeitgeschichtliche Forschung ist überhaupt fragwürdig. Man dürfe so zeitig nicht beginnen, weil damit die Verzeichnungen anfangen. Ich bin da anderer Meinung. Ich meine, Zeitgeschichte ist unersetzbar, weil sie Zeugnisse bringt, die sonst verloren wären. Ich glaube, es ist unser besonderes Problem in Deutschland, daß nach 1945 eine zeitgeschichtliche Forschung im eigentlichen Sinne und von verschiedenen Richtungen bestimmt nicht eingesetzt oder erst sehr spät eingesetzt hat. Wir haben jetzt die Chance, es anders zu machen. Wir wollen nicht das gleiche tun wie nach 1945.

Ein besonderes schwieriges Kapitel dieses zeitgeschichtlichen Problems haben Sie sich mit Ihrem Thema hier in Dresden ausgesucht, „Kirchen und Christen im Alltag der DDR“. Ein besonderes Beispiel für Anpassung und Abgrenzung im täglichen Leben, aber auch viel stillen Widerstand, der da zutage tritt. Diese Kirche hier, die Sie sich zum Tagungsort ausgesucht haben, ist selbst ein Zeugnis dieses Lebens der Kirche im Alltag der DDR. Ich selber habe hier als Mitglied der Jungen Gemeinde in den fünfziger Jahren noch das Kirchenschiff in Arbeitseinsätzen von den Trümmern beräumt. In mühevoller Überlegung und Anstrengung ist diese Kirche dann mit westlicher Hilfe im sogenannten Limex-Programm aufgebaut worden – heftig umstritten aus den verschiedensten Aspekten. Jetzt steht sie da als ein Zeugnis von Mut auf der einen Seite, auch von einem Stück Anpassung an die Verhältnisse auf der anderen Seite. Sie ist zugleich auch mit diesem Wandbild ein Zeugnis der Revolutionszeit von 1989 geworden, in die die Fertigstellung der Kirche hineingeraten ist. Ich hoffe, daß dieses Interieur, dieses Bauwerk, Sie bei Ihren Beratungen, bei Ihren Anhörungen, inspiriert, nachdenklich macht, daß es Sie begleitet. Ich wünsche dem Verlauf dieser Tagung viele gute Erkenntnisse. (Beifall)

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Herzlichen Dank, Herr Minister Heitmann,

für Ihre guten Wünsche und Ihre nachdenklichen Worte. Der Obmann der SPD-Fraktion hat mich gebeten, vor Eintritt in die Tagesordnung eine Erklärung abgeben zu dürfen. Bitte, Markus Meckel.

**Abg. Meckel (SPD):** Sehr geehrter Herr Heitmann, ich danke Ihnen für diese Worte am Anfang und möchte mich unmittelbar auf das von Ihnen Gesagte beziehen. Die SPD-Arbeitsgruppe hat sich heute Nachmittag intensiv Gedanken darüber gemacht, ob sie vor der Anhörung, die heute einem anderen Zweck dient, nämlich, die Kirche vor Ort zu DDR-Zeiten in all ihrer Differenziertheit miteinander zu besprechen, diese Erklärung abgeben soll. Wir sind zu dem Ergebnis gekommen, daß es geschehen muß. Weil wir nicht so tun können, als wenn die Arbeit der Enquete-Kommission unberührt davon bleiben würde, wie einzelne Mitglieder der Kommission und der Vorsitzende der Kommission eine öffentliche Kampagne starten, die wir für sehr problematisch halten. Sie haben eben davon gesprochen, daß die Erkenntnisse dieser Kommission nicht instrumentalisiert werden dürfen für aktuelle politische Zwecke. Man muß natürlich hinzufügen, daß es überhaupt erst einmal darum geht, Erkenntnisse gemeinsam festzuhalten. Die Art und Weise, wie der Vorsitzende der Kommission und insbesondere der Obmann der CDU/CSU eine Diffamierungskampagne gegen die SPD durchführen, gefährdet die Arbeit der Enquete-Kommission grundlegend. Sie geben zudem in keiner Weise Ergebnisse der Kommission wider, entgegen dem Anschein, der verbreitet wird, und zerstören durch die persönlich diffamierende Wortwahl die Grundlagen der Zusammenarbeit. Der Vorsitzende mißbraucht seine Funktion, wenn er in seinem Brief an Johannes Rau, zu dessen Argumenten ich heute nicht viel sagen möchte, nicht als Abgeordneter der CDU spricht, sondern als Vorsitzender der Enquete-Kommission. Dazu ist er nur berechtigt, wenn die Kommission ihn dazu auffordert. Wir werden dieses Spiel nicht akzeptieren. Wenn es Streit gibt, muß er in der Kommission stattfinden. Dieses öffentliche Theater ist des Themas unwürdig. Um die heutige Veranstaltung nicht weiter zu belasten, kündigen wir eine Pressekonferenz in diesem Haus für morgen, 12:30 Uhr, an. Ich denke, wenn es darum geht, wie Sie, Herr Minister Heitmann, am Anfang gesagt haben, die historische Wahrheit zu suchen, dann muß das auf dem entsprechenden sachlichen Niveau geschehen. Was in den letzten Tagen durch die Presse gekommen ist, diffamiert und diskreditiert die Arbeit der Enquete-Kommission.

Bisher waren die Anhörungen der Enquete-Kommission zum Thema Kirche solche, bei denen gerade diese notwendige Differenzierung sowie ein kritischer Rückblick auf die Vergangenheit in hervorragender Weise gelang. Ich hoffe, daß das auch hier wieder möglich wird, daß es uns miteinander so gelingt, daß die Arbeit der Kommission – mit den auch guten Erfahrungen – in der genannten Weise weitergeführt werden kann. Vielen Dank.

**Abg. Frau Prof. Dr. Wisniewski (CDU/CSU):** Ich bitte, vor Eintritt

in die Tagesordnung eine Antwort auf das, was Herr Meckel soeben vorgetragen hat, geben zu dürfen. Meinem Eindruck nach ist dieser Angriff auf den Vorsitzenden der Kommission und auf den Obmann der CDU/CSU-Bundestagsfraktion ein Mißbrauch des parlamentarischen Usus, eine Erklärung abzugeben. (Beifall)

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Das ist richtig, danke schön. Es muß auch möglich sein, daß der Kollege Hansen etwas dazu sagt.

**Abg. Hansen (F.D.P.):** ... (der Anfang fehlt) ... aber selber hehre Worte nutzen und zugleich eine Veranstaltung im eigenen Sinne instrumentalisieren, ein anderes, einen Nebenkriegsschauplatz gewissermaßen zur eigentlichen Veranstaltung, deretwegen wir heute Abend hergekommen sind, ist im Grunde nichts anderes als das, was Sie dem Vorsitzenden vorwerfen. Insofern muß ich sagen, Sie oder die Arbeitsgruppe hätten ein bißchen selbstkritischer mit sich umgehen und den Zeitpunkt ganz anders wählen sollen. Dieses ist eine Instrumentalisierung dieser Veranstaltung und insofern auch ein Mißbrauch derselben.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Ich bitte, daß wir jetzt das tun, was wir uns vorgenommen haben.

Vielleicht darf ich aber darauf hinweisen – das ist meine einzige öffentliche Äußerung dazu – daß es sich um einen Brief zusammen mit Frau Merkel an Johannes Rau handelt. Die Antwort, die Johannes Rau uns beiden daraufhin geschrieben hat, zeige ich jedem gerne, auch jedem SPD-Mitglied. Er selbst schätzt zumindest dieses Schreiben offensichtlich anders ein als diejenigen, die diese Erklärung formuliert haben.

Die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“ eröffnet ihre dritte öffentliche Anhörung zum Themenbereich „Die Kirchen in den verschiedenen Phasen der SED-Diktatur“. Diese findet heute in der Hauptstadt des Freistaates Sachsen statt.

Es hat gelegentlich Stimmen gegeben, die sich sorgten, die Enquete-Kommission könne die Bedeutung des Freistaates Sachsen und Dresdens verkennen. Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß wir hier an einem Ort tagen, der in der Geschichte des friedlichen Sturzes der SED-Diktatur einen besonderen Platz einnimmt.

Wir erinnern uns noch heute an jene Stunden, als sich unsere Herzen dieser Stadt zuwandten, während wir die Berichte vom Bahnhofsvorplatz in Dresden hörten und sahen. In jenen Stunden, in denen wir fürchten mußten, die Entwicklung könne in dieser Stadt den Machhabern aus der Hand gleiten, waren es neben anderen mutigen Bürgerinnen und Bürgern auch und gerade Menschen aus den Kirchen, die zu Vernunft und Menschlichkeit aufriefen. Wir haben das, so hoffe ich zumindest, noch nicht vergessen. Wir erinnern heute

noch einmal mit Respekt an diejenigen, die damals mit Tat und öffentlichem Wort für das eintraten, was sie glaubten und für notwendig hielten.

Die Anhörung heute und morgen steht unter dem Gesamthema „Kirchen und Christen im Alltag der DDR“. Wir glauben, daß Dresden ein guter Ort für ein solches Thema ist. Hier ist das Zentrum der größten evangelischen Landeskirche der früheren DDR. Rund 1,6 Millionen Gläubige gehören zu dieser Kirche mit ihren etwa 1.500 Pfarrstellen. Hier hat der Kreuzchor seine Heimat. Hier kündet die Ruine der Frauenkirche von dem Inferno des letzten großen Krieges und dem Aufbruch der Friedensbewegung in der DDR und, wenn Sie wollen, auch von dem Willen vieler Christen und der Dresdner heute, diese Kirche hauptsächlich aus Spendenmitteln wieder aufzubauen. In Dresden hat aber auch der Bischof des Bistums Dresden-Meißen seine Kathedralkirche, deren barocker Turm zu den unverwechselbaren Dominanten der Elbansicht der Stadt gehört. Die rund 270.000 Katholiken des Bistums Dresden-Meißen mögen der Zahl nach zwar nur eine Minderheit gegenüber den Protestanten darstellen, trotzdem klingt aber auch ihre Stimme unverwechselbar.

Ich freue mich, daß sich an unserer Anhörung zahlreiche wichtige Menschen aus beiden großen Konfessionen beteiligen. Wir versprechen Ihnen, wir werden aufmerksam zuhören und möglichst genau nachfragen. Das Thema „Kirchen und Christen im Alltag der DDR“ hat für uns eine zentrale Bedeutung. Dabei geht es nicht nur um das Schicksal der Gläubigen, sondern es bewegen uns in diesem Zusammenhang auch sehr politische Fragen: Welche Nischen gab es in der DDR? Wo konnten Menschen frei atmen, aufrichtig miteinander sprechen und den Mut und Formen zum Widerstand einüben und erproben?

Wir haben zu dem heutigen Podiumsgespräch sehr verschiedene Menschen eingeladen. Neben Persönlichkeiten, die in kirchenleitenden Ämtern stehen, werden wir auch solche erleben, ohne die Kirche in keiner Zeit existieren konnte und auch nie können wird. Heute zucken manche schmerzlich zusammen, wenn sie das Wort „Laie“ hören, weil sie meinen, darin etwas Abwertendes mitschwingen zu hören. Dem ist nicht so! Laie hat etwas mit „Volk“ zu tun. Laien sind die aus dem Volk Gottes, das es auch in der DDR gab. Wie nötig auch in der scheinbar so atheistischen DDR dieses Volk Gottes war, sah die Welt spätestens dann, als Tausende sich zu den Friedensgebeten versammelten und den Machthabern und sich selbst mit dem Ruf „Keine Gewalt“ in die Arme fielen. Wenn wir uns heute und morgen mit dem Alltag von Kirchen und Christen in der DDR beschäftigen, wird auch diese Erinnerung mitschwingen: Das Volk Gottes ergriff die Initiative. Es stellte sich an die Spitze. Was zählte da noch die Unterscheidung von Amtsträgern und Laien!

Wir werden heute Abend von der Frage ausgehen nach dem Verhältnis von christlichem Glauben und marxistischer Weltanschauung im Alltag der DDR.

Prof. Krötke aus Berlin wird uns dazu einleitend etwas sagen. Ich glaube, es ist gut, daß wir noch einmal so grundsätzlich ansetzen. Wir müssen uns über die unaufhebbaren Gegensätze klar werden, die Christen und Marxisten in ihrer Sicht der Welt, des Menschen und der Zukunft trennen. Es ist aber auch gut, so glaube ich, daß wir das einbetten in eine Betrachtung, die ganz bewußt nach dem Alltag fragt. Es könnte sein, daß wir dann zu der Erkenntnis kommen, daß Christen und Marxisten auch vieles vereinen konnte, sobald sie sich aus ihrer innersten Überzeugung heraus den ganz konkreten Menschen zuwandten. Solche Gemeinsamkeit hatte nichts mit den Propagandaformeln von der „sozialistischen Menschengemeinschaft“, den „gemeinsamen humanistischen Zielen“ und was es da so alles gab, zu tun. In der Sorge um den Menschen konnten Christen und Marxisten auch voneinander lernen. Ich denke in dieser Stunde und bei diesen Worten auch an meinen Freund Robert Havemann, den Kommunisten und Marxisten, bei dem ich politisch zu handeln gelernt habe. Vielleicht hat auch er durch den Kontakt mit uns etwas ahnen gelernt von der Kraft der Botschaft, die uns Christen bewegt.

Ich glaube, wir tun gut daran, wenn wir in diesen beiden Tagen sehr nüchtern versuchen, Rechenschaft abzulegen von dem, was Kirchen und Christen in der DDR manchmal so stark machte. Wenn wir aber auch davon sprechen – das gehört dazu –, wo wir schwach waren. Wenn wir darüber nachdenken, wo wir heute als Kirchen und Christen stehen. Die großen Probleme der Kirchen sind auch – aber keineswegs nur – eine Folge der SED-Diktatur in Deutschland. Wenn wir einen wirksamen Beitrag zur Aufarbeitung dieser Folgen im wiedervereinigten Deutschland leisten wollen, werden wir auch nach den Kirchen und Christen in diesem Land fragen müssen.

Ich danke schon jetzt allen denen, die uns bei diesem Unternehmen helfen wollen. Wir und eine interessierte Öffentlichkeit sind auf Ihr erinnern und sachkundiges Urteil angewiesen.

Herr Prof. Krötke, Professor für systematische Theologie an der Humboldt-Universität in Berlin, war erster Dekan nach dem Zusammenschluß des Sprachenkonviktes in Ost-Berlin, der kirchlichen Hochschule in Zehlendorf in Berlin-West und der Sektion Theologie der Humboldt-Universität. Spezialthemen von ihm waren „Kirche im Sozialismus“ und die Ideologie-Frage.

**Prof. Dr. Wolf Krötke:** „Christlicher Glaube und marxistische Weltanschauung im Alltag der DDR“ ist das Thema, mit dem ich in unsere Podiumsdiskussion einführen will. Ich werfe auf dieses Thema zwei Schlaglichter. Das erste soll dem Stichwort „Alltag in der DDR“ gelten und das zweite dem schwierigen Verhältnis „Christlicher Glaube und marxistische Weltanschauung im Alltag“.

1. In der Mitte der achtziger Jahre wurde in der marxistischen Philosophie der DDR eine Diskussion begonnen, die in der Kirche aufmerken ließ. Man thematisierte nämlich das sogenannte „Alltagsbewußtsein“ der Bürgerinnen

und Bürger des sozialistischen Staates. Das galt damals darum als ein bemerkenswerter Vorgang, weil hier „wissenschaftlich“ zur Sprache kam, was ohnehin jedermann wußte, aber lieber nicht öffentlich sagte: Der ganze Aufwand einer totalen Ideologisierung der Bevölkerung, der im Kindergarten begann und selbst im Altersheim nicht endete, schlug mitnichten auf die alltägliche und vor allem private Lebensführung der Menschen durch. Vielmehr wurde eine ganz erhebliche Diskrepanz zwischen dem Bild, das die Masse der Bevölkerung auf der Bühne des offiziellen gesellschaftlichen Lebens bot, und dem, was diesen Lebensvollzug abseits davon ausmachte, konstatiert.

Es muß uns hier nicht interessieren, mit welchen gewundenen Fragestellungen die progressiven Marxisten jenem Phänomen auf die Schliche zu kommen versuchten. Denn die Erklärung ist simpel und hätte jederzeit in den christlichen Gemeinden vor Ort abgeholt werden können. Die Ideologie des Marxismus-Leninismus vermochte trotz aller Anstrengungen das Leben der meisten Menschen nicht zu tragen. Dieses Leben sackte in seinem Schwergewicht sozusagen in die Realität durch und entfaltete dort seine eigene Dynamik, auch seine eigene Phantasie und Gewitztheit unter den Bedingungen der notorischen Mangelhaftigkeit im Ökonomischen, aber auch im Geistig-Kulturellen. Wer es in einer christlichen Gemeinde mit den Menschen in ihrem Alltag zu tun bekam, bekam es alles in allem mit dem Marxismus nicht in seiner Sonntagsform zu tun, wie er in den Schulen und Betrieben, in den gesellschaftlichen Organisationen oder gar in der Partei exerziert wurde. Die Ideologie war hier allenfalls noch in Versatzstücken präsent und zwar, je mehr man sich auf das Private konzentrierte, um so weniger.

Ein westlicher Beobachter des Lebens in der DDR hat diese Erscheinung bekanntlich mit dem Begriff der „Nischengesellschaft“ gekennzeichnet. Das war damals durchaus positiv gemeint, wie Sie sich vielleicht erinnern. Es brachte das Erstaunen über die Vielfalt des Lebens in diesem Lande zum Ausdruck, das gleichsam hinter dem Rücken der totalen Machtausübung in einer Kultur des Privaten gedieh. Heute ist dieser Begriff dagegen eher negativ besetzt. Der Rückzug in die Nische einer kleingärtnerhaft ausgebauten Privatexistenz und des Hobbyhaften erscheint als Ausdruck von Verantwortungslosigkeit, ja Feigheit im gesellschaftlichen, öffentlichen Leben. Er war demnach mit einem Übermaß an Anpassung an die herrschenden Verhältnisse, mit einem bereitwilligen Nachsprechen der mundgerecht vorgesetzten Ideologie verbunden. Man konnte nur in der Nische existieren, wenn man öffentlich nicht auffällig wurde. Dafür zahlte man halt den Preis, sich an der für die DDR so typischen öffentlichen Verlogenheit zu beteiligen, und trug so einen Teil zur Stabilisierung der Machtverhältnisse bei.

Auch die christlichen Gemeinden in ihrem Alltag waren in diese zwar offiziell nicht intendierte, aber doch faktisch gesellschaftliche Struktur zweifellos mit

hineinverwoben. Unsere Kinder wurden in der Schule mit den Grundtopoi des Marxismus-Leninismus vollgestopft. Ohne ein gewisses Maß an Anpassungsleistungen gab es kein berufliches Fortkommen. Der ständigen Nötigung zu Akklamationen, Verpflichtungen und Gelöbnissen konnte sich in dieser Gesellschaft letztlich keiner entziehen, der im Alltag lebte. Wer niemals unter einer nach menschlichem Ermessen unabsehbaren totalen Herrschaft gelebt hat – und von dieser Situation reden wir hier –, kann sich schwer vorstellen, daß es nicht möglich ist, hier jedem Mann und jeder Frau einen Dauerakt von Widerstand abzuverlangen. Dazu waren nur wenige einzelne in der Lage, und für die meisten von denen hat das so geendet, daß sie in den Westen verschwanden. Die, die hier leben mußten, haben dann wohl oder übel auch an der weltlichen Klugheit der Unterdrückten teilgenommen. Die hat zu allen Zeiten darin bestanden, sich den direkten Einfluß der Unterdrücker um den Preis, daß man sie mit Schmeicheleien besänftigt, vom Halse zu halten.

Der Lücken der Ruhe vor der Aggressivität der Machtausübung, die auf diese Weise geschaffen wurden, konnten sich freilich die Christen, die am Gemeindeleben aktiv teilnahmen, nicht auf gleiche Weise erfreuen wie die, die einfach ihre Wohnungstür oder ihre Kleingartentür hinter sich zuklappten. Die christlichen Gemeinden waren zwar auch eine Art Nische. Aber das, was in ihnen geschah, sprengte, selbst wenn es noch so kümmerlich war, fortwährend die stillschweigenden Übereinkünfte der Nischengesellschaft. Das störte das Gleichgewicht des Arrangements, ohne das diese Gesellschaft ihre vielen und großen Probleme nicht aushalten konnte. Wie intensiv das Partei und Staat mit ihren mächtigen öffentlichen und geheimen Organen auf den Plan gerufen hat, ist vor dieser Kommission genügsam verdeutlicht worden und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Was bei all dem jedoch nicht vergessen werden darf ist, daß das aus dem Rahmen Fallende des christlichen Gemeindelebens, in dem so viel ausgesprochen wurde, was man anderswo nicht sagen durfte und konnte, bei der Masse der Bevölkerung der DDR keinesfalls Sympathie hervorrief. Es konnte Aufmerksamkeit erregen. Es störte aber auch die Ruhe in der Nische.

Von einem Rückhalt der Gemeinde in der Bevölkerung kann deshalb überhaupt nicht die Rede sein. Darüber darf die Rolle, die die Kirche im Herbst 1989 für die ganze Gesellschaft gespielt hat, nicht hinwegtäuschen. Es war im Gegenteil so, daß die staatstragende Ideologie und die alltägliche Lebenseinstellung der meisten Menschen in einem Punkt auf merkwürdig verquere Weise zusammentrafen, die zu Lasten der Gemeinde ging. Dieser Punkt war der Atheismus. „Merkwürdig verquer“ muß man dieses Zusammentreffen darum nennen, weil die marxistische Religionstheorie, die das „Absterben“ der Religion aufgrund der sozialistischen Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse behauptete, eigentlich auf eine hohe emanzipatorische Aktivität der Menschen zielte. Beim Abwandern in die Nische aber blieb davon

nicht viel übrig. Die Gottlosigkeit zog sich hier vielmehr Filzlatzchen an und setzte sich eine Schlafmütze auf den Kopf. Sie wollte mit aller Art von Ideologie – und auch der christliche Glaube wurde gleich darunter eingeordnet – nichts zu tun haben und vor allem nicht in irgendwelche Schwierigkeiten verwickelt werden, die beim Kontakt mit einer Gemeinde sicherlich zu erwarten waren. Die geradezu kapriolenhaften Überlegungen, die wir in der Theologie angestellt haben, um dem Atheismus als Ausdruck mündigen Menschseins auch vom Glauben her sein Recht zu geben und ihn bei seiner stärksten, emanzipatorischen Seite zu behaften, zogen hier überhaupt nicht. Vielmehr sah sich die Gemeidearbeit mit einer Gumm wand atheistisch erschlaf ten Menschseins konfrontiert, die auch die „Wende“ ziemlich bruchlos überstanden hat. Das Überleben sozialistischer Rituale wie z. B. der Jugendweihe ist der Zeuge. (Beifall)

Wir würden jedoch die Situation der Gemeinde zwischen offizieller Repression und Gottvergessenheit der Bevölkerung viel zu einfach zeichnen, wollten wir sie nur auf das Minuskonto unserer Existenz, der Kirche und der Menschen in der DDR schreiben. Das „Alltagsbewußtsein“ brachte nämlich auch eine ganz spezifische Art von Kommunikation zwischen Menschen mit sich, die zwischen allen Schichten der Bevölkerung und unter Menschen mit ganz verschiedenen Überzeugungen beinahe selbstverständlich funktionierte. Weil sich nämlich im Alltag das ganze ideologische Zurechtstellen der gesellschaftlichen Wirklichkeit in der eigenen Wahrnehmung relativierte, gab es eine ganze Fülle augenzwinkernder, wortarmer Verständigung zwischen den Menschen über das faktische Dransein. Das war so etwas wie ein Treffen hinter dem äußerlichen Geschick, hinter den äußeren Verhältnissen, bei denen eine heitere Menschlichkeit dem Druck der Machtausübung dasjenige Leichtgewicht gab, das man ertragen konnte. In diesem Klima gediehen die zahllosen Witze, auf die die DDR mit Zuchthausstrafen reagierte, indem sie „Herabwürdigung“ zum Straftatbestand erhob, wie Sie sich erinnern. In der Erwartung solcher selbstverständlichen Verständigung über die Wirklichkeit begegneten auch – je länger, je mehr – die Menschen der christlichen Gemeinde und den Leuten, die Christen waren.

Das ist ein Vorgang, der in verschiedener Hinsicht bemerkenswert war. Er widerlegte nicht nur faktisch die marxistische Behauptung, daß es das Wesen der Religion sei, sich Illusionen über die Wirklichkeit zu machen. Er machte deutlich, daß eine gesellschaftliche Randerscheinung – und das waren wir am Ende – zur Anzeige dessen werden kann, was der Gesellschaft im Ganzen fehlt. Er ließ uns einen Glaubwürdigkeitsvorschuß zuwachsen, der gerade in der gesellschaftlichen Ohnmacht begründet war. Es gehört zu den Grunderfahrungen von Pastoren und Pfarrern in der DDR, daß sie als Menschen angesprochen wurden, mit denen man „offen“ über die Wirklichkeit reden konnte. Die Machtlosigkeit der Kirche, die der Staat

gerade an der Basis durch immer wieder neue Willkürmaßnahmen unterstrich, prädestinierte sie geradezu zum Gesprächspartner derer, für die das Leben zwischen Ideologie und Nische zur Sackgasse wurde. Insofern ist die gesellschaftliche Stellvertreterrolle, die die Kirche beim Ende der DDR für die ganze Bevölkerung so glaubwürdig einnehmen konnte, denn doch nicht einfach ein Zufall.

2. Trifft das eben gezeichnete Bild, das grob gekennzeichnete Bild der Alltagswirklichkeit der christlichen Gemeinden in der DDR so einigermaßen zu, dann wird ein anderer Sachverhalt – in der evangelischen Kirche jedenfalls – scheinbar ganz unverständlich, der uns denn heute auch viel zu schaffen macht. Trotz seiner kruden Realität wurde dem Sozialismus aus der Kirche heraus immer wieder der Kredit gegeben, in der Verwirklichung einer „Gestalt gerechteren Zusammenlebens“ begriffen zu sein und darin die Unterstützung der „Kirche im Sozialismus“ zu verdienen. Es ist hier nicht im einzelnen zu diskutieren, was an der ganzen Palette offiziöser kirchlicher Äußerungen berechtigt und verantwortlich war, das haben Sie hier gemacht. Auf der Ebene des Lebensvollzugs der Christinnen und Christen in Beruf und Gesellschaft hat das Bemühen darum, dem Sozialismus sozusagen das Beste abzugewinnen und die Kirche vom Odium des „Klassenfeindes“ zu befreien, zweifellos entlastend gewirkt. Es war etwas wert, sich im Betrieb auf eine von der Parteispitze akzeptierte Bereitschaftserklärung der offiziellen Kirche, beim Aufbau des Sozialismus mittun zu wollen, berufen zu können. Wenn man weiß, daß Christen Angst hatten, sich an ihrem Arbeitsplatz als Christen zu offenbaren, daß Schüler es in der Schule verschwiegen haben, daß sie aus einer christlichen Familie kamen, daß sie sich wie alle anderen scheuten, auch einmal Nein zu sagen und auf ihren Rechten zu bestehen, dann hatten solche Erklärungen zweifellos auch die Funktion, Menschen vor Ort den Rücken zu stärken. Außerdem war die Linie, auf der die Kirche hier redete, im Ganzen bei den Menschen in der Gemeinde auch konsensfähig. Das soziale Anliegen, aber doch auch die soziale Wirklichkeit des „real existierenden Sozialismus“ stellten etwas dar, was man zu bejahen bereit war.

Dieser Bereitschaft, mit der die Partei, wenn sie gewollt hätte, wuchern konnte, wurden jedoch sogleich zwei harte Grenzen gesetzt, die sie im Grunde innerlich aushöhlte und in sich unsinnig machte. Auf der einen Seite hörte die Repression keinesfalls auf. Kindern christlicher Eltern wurde die höhere Schulbildung verwehrt und Berufswege verbaut. Ins Erziehungswesen ließ man sich gar nicht hereinreden. Mit der Einführung des Wehrkundeunterrichtes wie mit der ganzen Durchmilitarisierung der Gesellschaft – schon das vielgerühmte Sandmännchen kam im Schützenpanzerwagen – wurde die Kirche regelrecht provoziert. Die im Prinzip bekannte Spitzerei und Zersetzeri nahm gegen Ende der DDR immer mehr zu. Wo es möglich war, wurde die kirchliche Arbeit massiv behindert. Wir haben für das alles auch eine theologische

Lesart gehabt und die hieß: das stärkt die Demut. (Beifall) Das tut der Kirche gut, wenn sie „ohne Privilegien“ lebt. Doch diese Kunst, meine Damen und Herren, aus der Not eine Tugend zu machen, in der wir ziemlich gut waren all die Jahre hindurch, wäre gänzlich mißlungen, wenn sie unter der Hand zur Rechtfertigung von Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit geführt hätte. Sofern aber das Bestehen auf Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit in jener Bereitschaft steckte, ein Grundanliegen des Sozialismus positiv aufzunehmen, bekam sie etwas Gebrochenes, Eingeklammertes, sogar Verkrampftes. Ich erinnere mich an überhaupt kein Gespräch in der Gemeinde, in der Kirche, mit Studenten über die Frage des sog. „gesellschaftlichen Engagements“, bei dem die faktische Zwiespältigkeit eines solchen Engagements nicht bedrückend zu Buche geschlagen wäre.

Die andere Grenze der möglichen positiven Stellung zum Sozialismus war aber noch gravierender und vor allem gefährlicher. Denn das Absurde war: Wir sollten uns diese Sache zu eigen machen. Zugleich aber galt: Wir durften gar keine Sozialisten sein, nämlich Sozialisten im Sinne der allein wahren marxistischen Theorie. Als ich Studentenpfarrer in Halle/Saale war, hat ein „Inoffizieller Mitarbeiter“ der Stasi über mich berichtet: „Er“ – also ich – „sagt, wenn ein Christ Marxist sein will, dann kann er dies nur als Revisionist sein, sonst besteht keine Möglichkeit.“ (Gelächter)

Die Folge dieser Mitteilung war, daß eine operative Personenkontrolle in Gang gesetzt wurde. Denn „Revisionismus“ galt als ein besonders heimtückisches Werk des „Klassenfeindes“, der danach trachtet, den Marxismus-Leninismus mit „bürgerlicher Ideologie“ zu verfälschen und sich zu diesem Zwecke seine Aussagen nur scheinbar anzueignen. Das Entlarvungssyndrom, das die ganze Geschichte des Marxismus-Leninismus durchzieht, bildete sich vor allem angesichts dieser Zwangsvorstellung heraus. Es ist klar, daß darum höchste Wachsamkeit geboten war, wenn Christinnen und Christen anfangen, sich selbständig mit dem Marxismus zu beschäftigen.

Aus diesem Grunde war es uns z. B. in der kirchlichen Ausbildung nicht gestattet, Marx und den Marxismus betreffende Lehrveranstaltungen öffentlich anzukündigen. Wir mußten sie unter irgendwelchen harmlos klingenden Titeln verbergen. Aus diesem Grunde war es auch den Marxisten selbst – nämlich den Mitgliedern der Partei – regelrecht untersagt, in christlichen Gemeinden einen offenen Dialog über den Marxismus zu führen. Die Partei behielt sich das Auslegungsmonopol vor und hatte – wie wir unterdessen aus den Akten wissen – gar kein Interesse an einer lebendigen Aneignung der Ideologie durch die Christen. Die Machtausübung sollte nicht gestört werden, das war das Bemühen um uns Christen im Sozialismus.

Je länger die DDR währte, umso weniger war das aber eine sinnvolle und rationale Einstellung zu den „christlichen Staatsbürgern“. Vor allem nach dem Scheitern des „Prager Frühlings“ im Jahre 1968 begannen immer mehr Zweige

der kirchlichen Arbeit, sich intensiver mit dem Marxismus zu beschäftigen. Das war zugleich die Zeit, in der der Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR in die Gründungsphase kam und jenes vielbesprochene Wort von der „Kirche im Sozialismus“ entstand, dessen Schwäche es zweifellos ist, daß es die Ideologie, den Staat und die Gesellschaft mit dem bloßen Begriff „Sozialismus“ vermischt und auch sonst über Theorie und Praxis des Sozialismus nichts sagt. Doch was hier sicherlich an Pragmatismus und Staatsberuhigung mitgelaufen ist, das war in dieser Weise von der Basis der Gemeinden und von der ganzen Fülle zentraler kirchlicher Arbeit nicht zu akzeptieren. In den Studentengemeinden, Evangelischen Akademien, in der Jugendarbeit, in der für das Reden und Agieren der Pastorinnen und Pastoren so wichtigen Ausbildung, in Gemeinseminaren und an vielen anderen Stellen machte man sich gerade die Gedanken, die wir uns nach dem Willen der Partei nicht machen sollten. Was dabei herauskam, war bei vielen die Vorstellung von der Möglichkeit der gesellschaftsverändernden Kraft der Utopie des Sozialismus.

Beachtet man den Kontext dieser eigenen Rezeption des Sozialismus, dann wird verständlich, warum es sich hier um eine Gegenbewegung gegen das „real Existierende“ und nicht etwa um seine Sanktionierung handelte. Es brachte die christliche Gemeinde in Kontakt mit anderen Menschen, die begannen, sich selber mit dem Arsenal der sozialistischen Theorie freizuschwimmen. Es nötigte nicht zum Ausreisen und Weglaufen, sondern brachte ein Potential der Öffnung nach innen in diese Gesellschaft. Die Irrationalitäten, die dabei mitliefen und sich z. B. in einer häufig anzutreffenden Verwechslung der christlichen Reich-Gottes-Hoffnung mit jener utopischen Vorstellung zeigten, waren freilich unübersehbar. Sie wurden auch offenbar, als die DDR „entgrenzt“ wurde und sich herausstellte, daß die meisten im Hinblick auf die sozialistische Ökonomie, die doch das Ganze faktisch begründete, blutige Laien waren, und es auf der Basis dieser Wirtschaftsverhältnisse auch mit utopischer Kraft nicht mehr vorwärts ging.

Man kann die Irritation deshalb schon verstehen, die im Westen Deutschlands entstanden ist, als ausgerechnet aus dem Raum der Kirche heraus, die unter dem Sozialismus nun wahrlich einiges zu erdulden hatte, prominente und weniger prominente Stimmen für einen erneuerten Sozialismus laut wurden. Auch ich – das muß ich gestehen – verstehe bis heute nicht, wie man noch nach dem Fall der Mauer eine solche Erneuerung im Zusammengehen mit den Denkfiguren und Repräsentanten des vergehenden Systems erwarten konnte. (Beifall) Aber ich kann verstehen und auch heute mit dem Herzen mitfühlen, daß dieses eigene Umgehen mit dem Sozialismus, von dem wir hier reden, zur Befreiungsgeschichte vieler einzelner – und letztlich auch unseres Landes – gehört, die man nicht so einfach loslassen und vergessen kann.

Im übrigen ist es auch nicht geraten, die ganze Fülle des politischen und

gesellschaftlichen Urteilens, das in den christlichen Gemeinden von Kap Arkona bis Zinnwald, von Görlitz bis Marienborn vorhanden war, bloß auf das Herumdenken am Sozialismus zu fixieren. Es ist regelrecht falsch, wenn heute behauptet wird, diese Fixierung sei unsere Schuld gewesen. Denn eine christliche Gemeinde zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß in ihr Menschen mit den unterschiedlichsten politischen Überzeugungen zusammenkommen, und so war es auch in den Gemeinden der DDR der Fall. Ein Vorzug der christlichen Gemeinde ist zudem, daß sie zu allem, worauf Menschen sich in der Welt festlegen, noch einmal ein Verhältnis haben kann, das diese Festlegungen vor dem Terror des Absoluten bewahrt, mit dem uns der „real existierende Sozialismus“ so zugesetzt hat.

Denke ich an unser Leben in den Gemeinden der Kirche in der DDR, dann fällt mir darum gar nicht ein, daß wir so etwas wie „Geiseln“ sozialistischer Machtausübung gewesen sein sollen, die nach der Pfeife von Erpressern getanzt haben. Schon das schlichteste Gebet, in dem Christen aussprechen, wie sie und ihre Umwelt in Wahrheit vor Gott dran sind, ist ein Ausbruch aus dieser Konstellation und war es auch. So vermessen es angesichts des kümmerlichen Zustandes der Gemeinden, der Nischenmentalität und allzu schlaun Herumfinassierens einzelner Schwestern und Brüder in den gegebenen „Machtverhältnissen“ vielleicht auch klingt: Daß landauf, landab unter viel Seufzen, aber doch auch ganz unbeschwert nicht aufgehört wurde, der Wahrheit Gottes die Ehre zu geben, war in dieser Gesellschaft ein nicht zu unterschätzendes, dauerndes Freiheitsereignis, das tiefgreifendere politische Bedeutung hatte als alles direkte politische Reden und Handeln von Gemeindegliedern und Kirchen. Das haben die Mächtigen mit ihrem bedrückenden, aber auch albernen und ekelhaften Machtaufwand, der dieser Freiheit das Wasser abgraben sollte, wohl gespürt. Mir, meine Damen und Herren, wird noch heute ganz leicht zumute, wenn ich mir klar mache, daß das bißchen Gemeindegliedertätigkeit demgegenüber tatsächlich den längeren Atem gehabt hat. Vielen Dank. (Beifall)

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Herzlichen Dank, Herr Prof. Krötke, für Ihren geistreichen und erfrischenden Vortrag. Ich bitte darum, daß Herr Superintendent Michael Passauer die Diskussionsleitung übernimmt und diejenigen, die zu diesem Podium gehören, nach vorne kommen.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Dazu bitte ich Herrn Propst Dr. Furian, Herrn Generalvikar Dr. Prälat Georg Hanke, Herrn Superintendent Thomas Küttler, Herrn Klaus Milde, Frau Annemarie Müller, Herrn Stefan Daxsel und Herrn Schmahl.

Sehr verehrte Damen und Herren, fast jede und fast jeder von Ihnen, der Christ ist und in der DDR gelebt hat, könnte jetzt hier oben sitzen. Denn es ging uns bei der Planung dieses heutigen Abends darum, daß nun nach diesem einleitenden Referat Menschen von sich erzählen und Menschen berichten,

wie sie mit dieser Spannung von christlichem Glauben und marxistischer Weltanschauung in der DDR gelebt haben. Es ist immer ein bißchen die Qual der Wahl, herauszusuchen, wer dafür geeignet ist. Deshalb entschuldigen Sie bitte alle Fehler, alle Mängel, wenn Sie sich jetzt das Podium ansehen und denken: Warum sitzt die oder warum sitzt der da nicht, oder warum fehlt der? Der einzige, der fehlt und der heute Abend hier nach unserer Einladung noch hätte sitzen sollen, ist Herr Pfarrer Michael Turek. Aber wir haben gehört, daß er sehr krank ist und deshalb heute hier nicht teilnehmen kann.

Ich begrüße sehr herzlich zu meiner Linken Herrn Propst Dr. Hans-Otto Furian aus Berlin, der Propst in unserer Landeskirche Berlin-Brandenburg ist, der geistliche Leiter der Kirchenbehörde und der Dienstvorgesetzte vieler Pfarrerinnen und Pfarrer, die auf landeskirchlicher Ebene arbeiten. Als solcher redet er aber hier heute nicht, sondern er war lange Zeit in unserer Kirchenprovinz Berlin-Brandenburg Superintendent im Kirchenkreis Zossen. Als solcher hat er diese Diskrepanz miterlebt und miterlitten. Er hat sie mit Humor getragen und wird uns davon erzählen.

Dann begrüße ich sehr herzlich Herrn Generalvikar Prälat Dr. Georg Hanke. Er ist gebürtiger Sachse und war neben vielen anderen Dingen Assistent und Präfekt am Priesterseminar in Erfurt. Er war dann Offizial und Ordinariatsrat im Ordinariat in Dresden und Bautzen und ist heute Generalvikar in Dresden. Wir freuen uns besonders, daß Sie zu uns gekommen sind, weil uns bei dieser Anhörung doch auch daran liegt, daß wir ökumenisch miteinander reden und nicht nur die Protestanten unter sich sind.

Zur Rechten begrüße ich Herrn Superintendent Küttler. Er ist Superintendent in Plauen. Er ist auch gebürtiger Sachse. Wir geben den Sachsen heute Abend wirklich alle Ehre. Er ist seit vielen Jahren Mitglied der Landessynode und deren Vizepräsident. Er ist Mitglied der früheren Bundessynode und heute der EKD-Synode. Manche von Ihnen kennen ihn vielleicht als den anderen Kandidaten der sächsischen Landeskirche, als es um die Nachfolge von Bischof Hempel ging. Ich weiß nicht, wie viele Stimmen Sie getrennt haben von Ihrem Favoriten, aber das können Sie vielleicht nachher noch sagen.

Herrn Klaus Milde, er sitzt hier links neben Herrn Propst Furian, kommt auch aus der römisch-katholischen Kirche und hat – wie sich das so gehört – neben vielen interessanten Dingen in seinem Leben als Referent gearbeitet. Erst in der kirchlichen Jugendarbeit, dann in der kirchlichen Männerarbeit, in der kirchlichen Erwachsenenarbeit – und in der kirchlichen Altenarbeit ist er dann alt geworden. Jetzt ist er im Ruhestand, aber mit Honorartätigkeit.

Neben Herrn Superintendent Küttler sitzt Stefan Dachsel. Er ist – wenn ich das richtig weiß – auch gebürtiger Sachse. Er hat hier in Sachsen mitgearbeitet im Bruderrat des evangelischen Studentenkreises des Berliner Jungmännerwerkes, hat ökumenische Hauskreise gegründet, im Leitungskreis der sächsischen Hoch- und Fachschulabsolventenarbeit mitgearbeitet und viele

Tätigkeiten als Laie in dieser Kirche ausgeübt. Jetzt wohnt er in Berlin und ist Kirchenältester in Berlin-Prenzlauer Berg, in der Berliner Paul-Gerhardt-Gemeinde, ist dort stellvertretender Synodaler in der Landeskirche und seit 1993 zum Landesvorsitzenden des evangelischen Arbeitskreises CDU/CSU in Berlin-Brandenburg gewählt.

Dann folgt – ich muß sagen, leider – die einzige Frau. Es ist immer ein bißchen kompliziert mit Damen. Ich bitte jetzt schon um Entschuldigung, daß Sie die einzige Dame unter uns sind, ich verspreche Ihnen aber, daß morgen auf den verschiedenen Podien noch mehr Frauen sind. Wir mußten ein bißchen dosieren, damit wir überall welche dabei haben. (Gelächter) Frau Müller ist Referentin für Friedensarbeit. Sie ist seit 1984 Mitglied im Friedenskreis und seit Ende der achtziger Jahre Mitarbeiterin in der Arbeitsgemeinschaft „Frieden“ in Dresden. Sie war auch Mitglied in der Vorbereitungsgruppe für die ökumenische Versammlung in Dresden. Als solche ist sie uns hier und heute ganz besonders wertvoll. Sie ist Delegierte für die Gruppen in der ökumenischen Versammlung der DDR gewesen, arbeitete in der Arbeitsgruppe „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“ mit und hat viele Erfahrungen auch auf dem Gebiet, das uns heute beschäftigt.

Schließlich Herr Schmahl. Herr Schmahl, bitte stellen Sie sich selber vor.

**Alfred Schmahl:** Der Herr Schmahl wundert sich, zu welcher Ehre er in seinen alten Tagen noch kommt, um hier im Haus der Kirche im Podium Platz zu nehmen. Ich bin Arbeiter gewesen bis zu meinem Rentenalter. Ich bin mein Leben lang, d. h. über 50 Jahre, ein Verräter der Arbeiterklasse gewesen, weil ich mich zu der bürgerlichen Ideologie bekannt habe, sprich zum christlichen Glauben. Ich habe erfahren, daß man nirgendwo, auch nicht in der DDR, im Arbeiter- und Bauernstaat, als Arbeiter so viel Nachfrage und Ehre erfahren kann als bei Kirchens. Deswegen sitze ich wahrscheinlich auch jetzt hier. (Gelächter)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Sie merken, wir haben die ganze Palette getroffen, die es in der Kirche gibt, und diese Palette soll auch das Bild heute Abend bunt machen. Wir haben ungefähr zwei Stunden Zeit, und das Podiumsgespräch soll folgendermaßen laufen: Jede und jeder von denen, die hier oben sitzen, hat die Möglichkeit, in kurzen Statements etwas aus seiner Situation zu diesem Thema, das uns beschäftigt, „Christlicher Glaube und marxistische Weltanschauung im Alltag der DDR“, zu sagen. Ich hoffe, daß es dann unter uns hier oben schon einige Spannungen gibt, so daß einige Menschen sagen: Mit dem, was Sie oder was du da gesagt hast, bin ich nicht einverstanden. Ich habe das ganz anders erlebt. Dann springt der Funke hoffentlich über auf Sie als die Mitglieder der Enquete-Kommission, und Sie können Fragen stellen, ob an Prof. Krötke oder an all die anderen. Dann gibt es noch einmal eine Rückrunde, und ich hoffe, daß wir um 22.00 Uhr den Saal verlassen können.

Mein Name ist Martin-Michael Passauer. Ich bin Superintendent und Pfarrer in Berlin-Mitte und im Prenzlauer Berg. Ich bin als Sachverständiger Mitglied der Enquete-Kommission, also nicht Bundestagsabgeordneter, sondern Sachverständiger und vertrete in der Enquete-Kommission das Themenfeld „Kirche“.

In der Reihenfolge nach unserer Liste ist Propst Dr. Furian der erste.

**Propst Dr. Hans-Otto Furian:** Für die christliche Existenz sind immer zwei Faktoren ausschlaggebend. Der eine ist die Biographie. Ich stamme aus einem christlichen Elternhaus. Mein Vater war Pfarrer der Bekennenden Kirche im Dritten Reich und dreimal, wenn auch nur kurzzeitig, inhaftiert. Sie werden sich denken können, wie ich aufgewachsen bin. Ich verdanke meinem Elternhaus ganz Entscheidendes. Elf Jahre war ich Pfarrer im Oderbruch, in einem der Kirchenkreise der Kirche Berlin-Brandenburg, der am stärksten vom Krieg zerstört war, zum Teil Ruinenverwalter, habe dort angefangen. Anschließend war ich 17 Jahre Superintendent des Kirchenkreises Zossen, also insgesamt 28 Jahre. Und wenn der zweite Faktor für die christliche Existenz wesentlich ist, die Ebene, auf der man versucht hat, als Christ zu leben und auch zu arbeiten, würde ich sagen, das war für mich die Ebene der Gemeinde und des Kirchenkreises. Ich war zwar seit 1967 Synodaler unserer Kirche und seit 1979 gewähltes Mitglied der Kirchenleitung, seit sechseinhalb Jahren Propst, aber die eigentliche Prägung habe ich – um es einmal so zu sagen – von „unten her“ erhalten. Das ist natürlich etwas anderes, als wenn jemand 30 Jahre in der Diakonie arbeitet oder in der Kirchenbehörde groß geworden ist. Das sind dann andere Aspekte, und es ist auch ein anderer Blickwinkel.

Zweitens: Wie habe ich das Verhältnis zu Staat und Partei erlebt? Ich kann es am besten an einem Beispiel sagen: Als ich von Bischof Schönherr vorgeschlagen wurde, Superintendent des Kirchenkreises Zossen zu werden, gab es im Vorfeld ein Gespräch mit den Pfarrern und den Mitgliedern des Kreiskirchenrates und des Gemeindegemeinderates sowie deren Frauen und meiner Frau, ein erstes Kennenlernen. Da wird man eine ganze Menge gefragt. Ich wurde unter anderem gefragt: Wie ist denn Ihr Verhältnis zum Staat und zur Partei? Da habe ich gesagt: schlecht. Es hat niemand nachgefragt. Aber ich wurde doch einstimmig gewählt. Das ist vielleicht auch nicht so ganz zufällig.

Woran lag es – drittens – daß dies Verhältnis schlecht war? Ich hielt es für gut, aber wie gesagt, der Blickwinkel ist unterschiedlich. Das lag sicher daran, daß es christlichen Glauben für mich nur auf der Ebene der Kirche gibt. Es gibt natürlich auch das Christentum außerhalb der Kirche. Im Ernstfall des Glaubens gibt es das nach meiner Überzeugung aber nicht. Das kann man sich nur leisten, wo man relativ unabhängig damit leben kann.

Auf der Ebene der Kirche habe ich Kirche nicht als Büro oder als Institution in erster Linie verstanden. Es gibt einen schönen Choral im evangelischen

Gesangbuch: „Kommt her des Königs Aufgebot“. Lassen wir mal den König weg. Es kommt auf das Aufgebot des Glaubens an, das Aufgebot derer, die versuchen, an Jesus Christus zu glauben und von dort her zu leben, für die Jesus Christus der tragende Grund ihres Lebens und zugleich der Inhalt ist, von dem her Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, einfach alles, qualifiziert wird. Daß von dorthier die gesellschaftlichen Strukturen und auch das geltende Recht hinterfragt werden und geprüft wird, ob es eigentlich der Menschlichkeit des Menschen dient oder ihn an seiner Entfaltung hindert, das waren die Grundlagen meines Kirchenhandelns. Für die Fachtheologen unter uns ist das mit Barmen II abgedeckt, was ich zu sagen versuche. Das habe ich versucht, zu leben.

Damit waren natürlich Spannungen programmiert und Auseinandersetzungen. Ich muß dazu sagen, daß ich dankbar sein kann, daß meine Frau und meine Kinder das mitgetragen haben, und mir nicht in den Rücken gefallen sind. Daß uns das eigentlich trotz all der Versuche, die es natürlich gegeben hat, der Benachteiligung, der Schwierigkeiten, nur fester aneinander gehalten hat. Daß ich auch in den Gemeinden im Oderbruch, im Kirchenkreis Seelow und im Kirchenkreis Zossen, auch in Zossen-Stadt, immer wieder Menschen gefunden habe, die mein Anliegen verstanden haben und es betend mitgetragen haben. Gewiß, nicht jeder sah sich in der Lage, das so nachzuvollziehen.

Wir waren als Pastoren unabhängiger als andere, das muß man nüchtern sehen. Wie sah das praktisch aus? Ich habe versucht, als Superintendent z. B. dafür zu sorgen, den Verantwortlichen, d. h. den Kirchenältesten, den Pastoren und den Kirchenmitarbeitern klarzumachen: Wir müssen die Eigenständigkeit der Kirche und die Unabhängigkeit der Verkündigung wahren. Das heißt, Pfarrer, die Mitglieder der christlichen Arbeitskreise der Nationalen Front sind, konnten im Kirchenkreis Zossen nicht arbeiten, das ging nicht. Da die Kirchenältesten dieses mittrugen, konnte man das auch so durchziehen, einfach deshalb, weil das die Gemeinschaft untereinander vergiftet hätte. Deshalb haben wir an dieser Stelle eng zusammengehalten. Es ging um die Unabhängigkeit der kirchlichen Arbeit, der kirchlichen Gremien und um deutlich zu machen, daß wir den angeblichen Antagonismus der gesellschaftlichen Systeme nicht mitmachten. Dabei haben uns natürlich die Partner aus den westdeutschen Gliedkirchen – auch hier gedenke ich dankbar der Badischen Kirche des Kirchenbezirks Lörrach – entscheidend geholfen, daß sie uns auch auf der anderen Seite die Treue gehalten haben, nicht bloß in materiellen Dingen. Ab Anfang der siebziger Jahre, da trat das sogar an die zweite Stelle. Die Schwestern und Brüder haben mit uns gemeinsam gearbeitet.

Konflikte gab es natürlich manche. Da brauche ich nur Stichworte zu nennen: die Schule, Baufragen, die Rüstzeiten 1972/73, da sollten sie angemeldet werden, mit Konfirmandenlisten und inhaltliche Angaben gemacht werden. Das habe ich abgelehnt, wie fast alle damals in Berlin-Brandenburg. Da hat

uns auch die Gesamtkirche gedeckt, wenn wir uns da verweigert haben. Die Wahlen: das war immer ein Stein des Anstoßes, daß meine Frau und ich da nicht teilgenommen haben. Das hieß dann natürlich: Ihr erkennt uns nicht an. Das war ein gewisses Problem. Das sah dann so aus: Die Reaktion war dann manchmal das Angebot, nach Westdeutschland überzusiedeln. Das haben gewiß nicht viele bekommen. Sowohl 1974 als auch 1975 ist mir angeboten worden, nach Westdeutschland überzusiedeln. Aber diesen Gefallen wollte ich doch den Machhabern nicht tun. Die andere Folge war natürlich der Versuch der Ausgrenzung der Kinder in der Schule, meiner Frau aus den Berufen, in denen sie tätig war, und auch der Versuch, mich selber innerhalb der Kirche zu isolieren. Das mißlang. Insofern sehe ich auf diese Zeit doch in großer Dankbarkeit zurück. Für meine Existenz als Christ war es hilfreich, daß ich hier war und auch gefordert war, obwohl ich in Tübingen, Göttingen und Berlin studiert habe, aber ich war Brandenburger von Hause aus. Ich denke, damit breche ich ab. Nun wissen Sie den Hintergrund, wovon ich hier rede. (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Herr Generalvikar Hanke, würden Sie uns von sich erzählen, vielleicht auch besonders aus der Sicht der katholischen Kirche?

**Generalvikar Prälat Georg Hanke:** Ich bin seit 1988 Generalvikar des Bischofs von Dresden-Meißen in Dresden und gehöre, wie ich inzwischen erfahren mußte, zur sogenannten Amtskirche. Das kannte man früher nicht so! Ich möchte aber jetzt zum Anfang über großartige kirchenpolitische Dinge nichts erzählen, sondern mich auch zum Zeugen machen eines Christen, der hier aufgewachsen ist.

Heute stößt das Thema „Kirchen“ in der DDR berechtigterweise auf ein weites Interesse. Die Motive dafür sind recht unterschiedlich. Es gibt manche, die drängen die Kirchen, sich für jedes Tun oder Unterlassen, jedes Wort oder Schweigen, zu rechtfertigen. Wenn schon Rechenschaft, so denke ich, dann so, wie es im Petrusbrief von der christlichen Gemeinde erwartet wird: Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach eurer Hoffnung fragt, die euch erfüllt, aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen. Das gilt zu allen Zeiten für christliche Gemeinden.

Gestatten Sie mir, daß ich mit diesem kleinen Beitrag einfach ein paar persönliche Erfahrungen als ein katholischer Christ, der hier aufgewachsen ist, einbringe. Ich will dies unter zwei Stichworten zusammenfassen. Ich habe in der katholischen Kirche etwas von der Weite und Freiheit des Geistes erfahren. Das war wie eine Rettung aus der Verzweckung und Versklavung menschlichen Denkens im verordneten Schul- und Bildungssystem der DDR. Die Gemeinschaft der Kirche führte zum Einüben von Solidarität zu allen Menschen und bewahrte vor der Zwangssolidarität zu „genehmigten“ Menschen und Gruppen.

Ich bin 1938 geboren, meine Kindheit fiel also in die Nachkriegszeit, meine Jugend in das erste Jahrzehnt der DDR. Für Schule und Bildung gab es bekanntlich keine Wahl. Jeder wurde dem einheitlichen sozialistischen Bildungssystem unterworfen, vom Kindergarten bis zur Universität. In diesem Bereich beanspruchte der Staat ein absolutes Monopol. Aus seiner Sicht war die Ausschaltung oder Gleichschaltung aller anderen Bildungsträger sicher konsequent. Es gelang dem System aber nicht, die innerkirchliche Bildungsarbeit zu verhindern. Diese spielte sich ab eben im innerkirchlichen Raum, im Religionsunterricht in den Gemeinden, wo wir nachmittags zusammenkamen, in den Jugendstunden am Abend, bei Besinnungstagen, in eigenen Predigtreihen und vielen persönlichen Gesprächen mit unseren Priestern. Ich erinnere mich sehr lebendig, wie der Kaplan uns in das Reich der Philosophie einführte und den Marxismus in seiner ganzen Gestalt enthüllte oder eigentlich erst richtig darstellte. Das alles konnte man andernorts nicht finden. Wir beschäftigten uns auch mit der offiziell verpönten Psychologie und mit neueren Erkenntnissen, die an der Schule als klassenfeindlich abgestempelt wurden. Ich weiß noch genau, wie Bischof Otto Spülbeck, einer der hiesigen Bischöfe, uns Jugendliche damals geradezu aufgefordert hat, die Leidenschaft zum Geist nicht zu verraten. Er hat uns ermuntert, in das Reich des Geistes hinein zu forschen. Wer aktiv mit der Kirche lebte, gewann zumindest eine Ahnung von der Freiheit und Weite menschlichen Geistes. Er ließ deshalb sein Denken nicht so einfach versklaven oder verkaufen. Die Diktatur wurde dadurch relativiert und durchschaut. Das ist für mich auch ein Grund, warum viele von uns nicht daran dachten, das Land zu verlassen. Wir hatten gelernt, hier zu bleiben, ohne uns untreu zu werden. Sie können das innere Immigration oder inneren Widerstand nennen oder Nischendasein. Es war jedenfalls nicht einfach eine landläufige Anpassung, freilich auch nicht eine offene Konfrontation. Wir haben als Oberschüler damals am 17. Juni 1953 die sowjetischen Panzer auf unseren Straßen und Plätzen gesehen. Wer wollte dagegen ankommen? Das saß wie ein Schock in uns! Die nächste Generation, die Generation der Vorwende, die hat das sicher – Gott sei Dank – anders denken können, mit neuen Erfahrungen und anderen Reaktionen. Das war der Gedanke und das Zeugnis, daß die Freiheit und Weite des Geistes mir gerade im Raum der Kirche übermittelt und offen gehalten wurden gegenüber der Versklavung menschlichen Denkens in der verordneten Schule.

Grundlage des christlichen Menschenbildes ist die Würde jedes Menschen als Geschöpf und Ebenbild Gottes und die Ehrfurcht vor allem Leben und der Natur als Gottes Schöpfung. Daraus wächst dann die Überzeugung von der Solidarität zu allen Menschen. Von all dem ist nichts in der sozialistischen Weltanschauung. Die furchtbare Konsequenz, die deshalb dort immer deutlicher hervortrat im Alltag der DDR: Wer ein Mensch sein durfte, bestimmte die Partei mit ihrem „Schild und Schwert“. Ich denke oft an

die Worte eines alten Prälaten. Als er in das für DDR-Bürger so magische Rentenalter kam – ich hatte mir auch schon das Jahr 2003 ausgerechnet – und es ihm dann Kraft Gesetzes gestattet war, einen Antrag auf eine private Reise in den Westen einzureichen, sagte er: „Ich lasse mir nicht ein Menschenrecht als Almosen geben.“ Eine stolze und wahre Haltung! Wir haben im Raum der Kirche versucht, wir konnten es einüben, mit den Menschen solidarisch zu sein. Dazu bot die Gemeinschaft einer überschaubaren Diasporagemeinde, in der man eher etwas von den Nöten der anderen erfuhr, Gelegenheit. Wir wurden aufgerufen zu Kollekten für Hungernde. Wir schauten also auch über die eigenen Grenzen weit hinaus. Wir sind, bis es verboten wurde, als Jugendliche in die Krankenhäuser und am Heiligen Abend auch vor die Gefängnisse gegangen – hinein durfte sowieso nichts „Kirchliches“ –, um dort zu singen. Wir beteiligten uns am Sonntags- und Feriendiakonat. Das alles war nichts besonderes, aber eben im Gegensatz zur verordneten Solidarität und Zwangsfreundschaft zu bestimmten Völkern eine freiwillige und menschliche Sache. Solche Erfahrungen, meine Damen und Herren, haben viele Christen hierzulande geprägt. Für jeden bedeutet diese Zeit ein Stück persönliche Lebensgeschichte. In diese Geschichten gehören auch Seiten hinein, die nicht mit gutem Gewissen geschrieben wurden, die nun schon gar nicht guten Gewissens umgeblättert werden können. Mit meinem Beitrag will ich das nicht umgehen. Diesen Fragen stellen wir uns genauso. Doch liegt mir erst einmal daran, die positiven Grunderfahrungen mit der Kirche deutlich zu machen, die mir und vielen anderen Christen im Alltag der DDR Kraft zum Leben gaben. In diesem Sinne halte ich Aufarbeitung eher für eine ungeschickte Bezeichnung. Als gebe es noch ein Rest, den wir der Vergangenheit noch zusetzen müßten. Verarbeitung ist richtig und passend. Wir müssen alle diese Jahre persönlich verarbeiten, nicht verdrängen. Das aber vielleicht am besten dadurch, daß wir jetzt gemeinsam als ein geeintes Volk die aktuellen, zukunftsgerichteten, heutigen Aufgaben so anpacken und zu lösen suchen, daß wir uns selbst nicht untreu werden. Danke schön. (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank, Herr Generalvikar. Wir bleiben jetzt noch einmal auf der kirchenleitenden Ebene und hören Kirchenleitungsmitglied und Superintendent in Sachsen, Thomas Küttler. Dann bitte ich die unter uns anwesenden Laien – der Ausdruck ist vorhin qualifiziert worden – um ihr Votum.

**Superintendent Thomas Küttler:** Ich empfinde mich hier nicht als Vertreter der Kirchenleitung, sondern als Pfarrer-Superintendent, der aus einer Provinzstadt kommt, aus Plauen, und nicht so sehr das großstädtische Milieu vertritt, was an anderen Stellen wohl stärker in Erscheinung tritt.

Mein Lebensweg ist dadurch geprägt, daß er ein gesamtdeutscher Weg war. Ich bin in Sachsen geboren und habe hier meine Kindheit verlebt, war dann aber während meiner ganzen Oberschul- und Studentenzeit im Westen

und bin erst 1965 in die DDR gegangen, um hier zu heiraten. Dieser gesamtdeutsche Weg ist für mich kennzeichnend gewesen, weil er mir immer die deutsche Frage besonders nahe gebracht hat, und ich darunter gelitten habe, daß diese jahrelang so stark verdrängt worden ist, und weil ich besonders die Legitimationsfrage für dieses zweite deutsche Staatswesen immer wieder vor Augen gehabt habe. Das hat sich etwa bei solchen Vorgängen wie den Wahlen – was eben schon angesprochen wurde – gezeigt. Nach meinem Eindruck gab es zwei Ansätze, den christlichen Alltag in der DDR zu bewältigen.

Den einen möchte ich kurz bezeichnen als den Versuch, den Sozialismus beim Wort zu nehmen. Diese Linie kam stärker in der zweiten Hälfte der DDR-Zeit auf und hat dann am Schluß eine ganz besonders große Rolle gespielt. Herr Krötke hat das sehr schön und anschaulich beschrieben.

Daneben gab es aber einen anderen Ansatz. Der wäre der, den ich mir stärker vor Augen gestellt habe, nämlich durch „Sichverweigern“, auf die Situation einzugehen. Das klingt zunächst negativ, weil man an vielen Stellen eben nicht mitmachen konnte, wie schon gesagt wurde. Aber Verweigerungshaltung muß nicht nur das Abwandern in eine Nische sein, sondern konnte auch sehr wohl ein zeichenhaftes Handeln werden und ist es oft geworden. Ich weiß, daß viele auf diesem Wege des „Sichverweigerns“ unauffällig dazu beigetragen haben, diesen Staat immer wieder an seine Grenzen zu erinnern. Insofern hatte ich es mit manchen Strömungen – auch in unserer Kirche – schwer, die davon ausgingen, daß der Sozialismus gut ist und man ihn nur beim Wort nehmen müsse. Ich habe an manchen Stellen schwer Zugang dazu gefunden. Ich bin aber froh darüber, daß gegen Ende der DDR-Zeit das zusammenfloß: diese Haltung des „Sichverweigerns“, soweit es nicht bloß ein passives „Sichzurückziehen“ war, und das „Beim Wort nehmen“ des Sozialismus. Und erst dadurch, daß es zusammengefloßen ist, waren wir dann so stark, daß wir im Jahre 1989 den Umbruch herbeiführen konnten.

Ein weiterer Gedanke. Dadurch, daß ich mein Leben in den Dienst der Verkündigung gestellt habe, habe ich zu einer Prioritätensetzung „Ja“ gesagt, nach der ich an die erste Stelle für mich setzen mußte: Was dient dem Gemeindeaufbau hier, wo ich lebe und wirke? Was ich politisch will und politisch denke, kann ich zwar nicht verdrängen, aber das muß ich nachordnen. So habe ich versucht, diese Zeit zu durchleben und in dieser Prioritätensetzung anzugehen. Ich habe den Alltag als Pfarrer erst auf dem Dorf, später dann in Plauen, auf den üblichen Konfliktfeldern mit durchstritten, wie das schon andere geschildert haben. An der lutherischen Theologie, die ich vertrete, hat es diesmal nicht gelegen, wenn es zu unklaren Haltungen gegenüber diesem Regime gekommen ist. Zumindest mußte es nicht daran liegen. Wir haben versucht, diese lutherische Theologie ein Stück weiter zu entwickeln und die Zwei-Reiche-Lehre nicht dazu mißbrauchen zu lassen, bestimmte

Bereiche des Lebens dem Staat zu überlassen. Wir haben deutlich von dem politischen Mandat der Kirche gesprochen, das auch die Kirche als solches hat. Sicher begrenzt dadurch, daß die Kirche auf das Mittel der Gewalt verzichten muß, aber wiederum erweitert dadurch, daß sie stellvertretend für die zu reden hatte, die sonst nicht zu Wort gekommen wären. Wir haben versucht, uns daran zu halten, aber – und damit will ich schließen – wir müssen rückblickend sagen, daß wir gegenüber dem, was möglich gewesen wäre in der relativen Eigenständigkeit, die wir als Christen doch in der DDR hatten, diese Möglichkeiten bei weitem nicht ausgeschöpft haben und hinsichtlich der Wahrheitsfrage doch hinter dem zurückgeblieben sind, was eigentlich unser Auftrag erfordert hätte. (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank. Wir hören jetzt als nächste Herrn Milde, Frau Müller, Herrn Dachselt und Herrn Schmahl als Laien unserer Kirche. Dadurch versprechen wir uns Anfragen an das, was die Leitung der Kirche, die Hierarchie der Kirche gedacht und getan hat und wir denken, daß sie das vielleicht auch aus einem anderen Blickwinkel sehen. Herr Milde, bitte.

**Klaus Milde:** Ich möchte ergänzen zu dem, was am Anfang gesagt wurde. Ich bin Schlesier, bin mit 16 Jahren zum Reichsarbeitsdienst und zur deutschen Wehrmacht gegangen, war dann drei Jahre in Kriegsgefangenschaft, ein Jahr in amerikanischer, zwei in französischer. Durch eine Nachricht, daß die Eltern aus Schlesien ausgewiesen worden sind, habe ich mich dann zur Flucht entschlossen und bin im Jahre 1948 aus der Kriegsgefangenschaft ausgerissen. Ich habe zunächst in Dresden gearbeitet bei der Nothelfer-Genossenschaft, dann als Akkumulatorenkaufmann und habe dann eine Sozialausbildung in Westberlin begonnen. Als die zu Ende war, habe ich mich bewußt und gezielt entschieden, hierher zurückzugehen, obwohl mir lukrativere Angebote gemacht worden sind. Ich kam dann hierher, gründete eine Familie – zur Zeit gehören dazu vier Kinder, vier Schwiegerkinder, fünfzehn Enkel – und habe mit dieser Familie und vielen guten Freunden hier die Jahre der DDR erlebt. Ich möchte nicht behaupten, daß mich die Jahre geprägt haben, aber gezeichnet haben sie mich irgendwie. Ich möchte eigentlich im Nachhinein nicht ein Jahr davon missen. Bitte, legen Sie das nicht falsch aus.

Wie habe ich DDR erlebt? Zunächst einmal bewußt, als meine Kinder zur Schule gingen und es bereits in der ersten Schulwoche so war, daß alle Kinder, die zu den Pionieren gehörten, aufstehen durften und alle, die nicht dazu gehörten, sitzenbleiben mußten. Es waren drei Kinder. Es ging der Kampf los, um unsere Stellung als Christ zu orten. Daß ich in der ganzen Zeit „wohlbehütet“ und bewacht war, ist mir erst allmählich klar geworden, als mir einmal bei der Staatssicherheit gesagt wurde: „Herr Milde, wir kennen alle Ihre Referate, die Sie gehalten haben.“ Das, was mir dabei zugute kam ist, daß sie sagten: „Wir freuen uns, daß Sie immer Ihren Leuten sagen,

unser Platz ist hier.“ Man wußte auch ganz genau, daß ich in dem Kabarett „Dresdner Dekanatlose“ mitspielte. Auch da hatte man alle Veranstaltungen besucht. Man wußte, daß ich der Organisationsleiter bei der Meißener Synode war, bei der Pastoralssynode der DDR, beim Katholikentreffen. Es wurde mir dabei immer – auch wegen der äußeren Organisation – ein Mann der SED an meine Seite gegeben. Man wußte schließlich, daß ich sehr viel – wieviel Eingeschleuste dabei waren, weiß ich nicht – mit „gestrandeten“ Leuten zu tun hatte. Bischof Schaffran hatte mir den Auftrag gegeben, kleine oder große Ganoven, die etwas von der Kirche wollen, hier in dem bischöflichen Ort, nicht wegzuschicken am Käthe-Kollwitz-Ufer. Vielmehr sollte sich einer von uns immer um diese Menschen kümmern. Wie ich da oft ausgetrickst worden bin, daß ist eine eigene Story und wäre ein lustiger, bunter Abend.

Man wußte auch sehr genau Bescheid über die Partnerschaftsbeziehung zu den Kirchen in Westdeutschland. Auch hier half mir sicherlich, daß ich immer mit großer Offenheit die Dinge gesagt habe, wie sie sind und woher die Partnerschaften entstehen. Weil ich ihnen dann sagte: „Wenn Sie uns natürlich 1952/54/56 und 58 mit 2.500 Jugendlichen nach Berlin, nach Fulda, nach Köln und wieder nach Berlin fahren lassen, dann müssen Partnerschaften entstehen. Das geht gar nicht anders.“ Irgendwie war das für die einleuchtend oder auch nicht. Ich weiß es nicht.

Dann haben mir in der ganzen Frage, wie sich Christen in unserem Raum engagieren sollten oder nicht, ein paar Gedanken des ehemaligen DDR-Außenminister Dertinger sehr geholfen, der in seiner jahrelangen Haft zum katholischen Glauben gekommen war. Wir haben ihn nach der Zeit gefragt: „Herr Minister, wie ist es denn nun? Sollen wir uns in diesem Staat engagieren oder nicht?“ Nach seiner Erfahrung als Außenminister und als Häftling hat er gesagt: „Unbedingt engagieren, aber nur auf der alleruntersten Ebene, sonst werden Sie gemacht und sind nicht mehr Sie selbst.“ Das hat mir Mut gemacht, unsere Leute auch zu ermutigen. Zum einen, wenn es geht, überhaupt hier zu bleiben und zum anderen, wenn es geht, sich in dem Rahmen und in dem Raum, wo es möglich ist, auf der untersten Stufe zu engagieren.

Ehe ich dann auf weiteres eingehe, möchte ich sagen, daß ich froh und dankbar bin für die letzten vier Jahrzehnte. Daß ich damit fertig werden mußte, daß es für mich und meine Kinder vieles nicht gab, was anderen selbstverständlich war. Wenn ich sage, für mich und meine Kinder, gilt das für andere Familien natürlich genauso, die in einer ähnlichen Art hiergeblieben sind. Dankbar bin ich auch dafür, daß meine vier Kinder Umwege gehen mußten und keines zum Abitur zugelassen wurde. Sie haben dadurch jetzt zum Teil zwei oder drei Berufe. Ich bin vor allen Dingen dankbar dem großen Freundeskreis, der zu einem großen Teil – aber nicht nur – aus dem Raum der Kirche kam und aus Christen bestand, der mich die 40 Jahre hier im Raum der DDR auch ein wenig froh hat leben lassen.

Ich muß auch von der mittleren Basis aus sagen, weil das angefragt war, daß ich nie große Probleme mit der Kirchenleitung oder der Amtskirche gehabt habe. Ich habe ein paar Schwierigkeiten gehabt, das wußte auch die Stasi. „Geben Sie es doch zu“, haben sie mir gesagt, „wir wissen doch, daß Sie mit Ihrem Bischof nicht einig sind.“ Aber sie waren dann beide Male – im Jahre 1953 das erste Mal und 1980 das zweite Mal – enttäuscht, als ich sagte: „Wenn Sie mich wieder bestellen, komme ich, aber ich werde mich immer sofort von hier aus ins Auto setzen und zu unserem Bischof fahren.“ Das war vielleicht meine Rettung, daß ich nicht irgendwo hinter Schloß und Riegel mußte. Insgesamt würde ich sagen, daß für mich, meine Familie und meine Freunde die Jahre mit der Kirche in unserem Glauben in der DDR Jahre waren, für die man sehr, sehr dankbar sein muß. Vielen Dank. (Beifall)

**Annemarie Müller:** Auch ich bin ein Kind der DDR und habe fast nur in der DDR gelebt. Ich merke jetzt umso mehr, daß ich davon sehr geprägt bin. Auch ich komme aus kirchlichen Kreisen. Ich bin ein Pfarrerskind und habe gemerkt, daß man als Pfarrerskind in der DDR manchmal Narrenfreiheit hatte. Trotzdem habe ich kein Abitur machen können zu DDR-Zeiten, jedenfalls nicht auf dem direktem Wege, sondern in der Abendoberschule. Jetzt gehe ich auf die Universität, was ich zu DDR-Zeiten nicht konnte. Ich habe ein ganz normales Leben geführt als Krankenschwester und dann als Mutter von vier Kindern und eigentlich versucht, ganz gut mit diesem Staat, in diesem System und dieser Kirche zurechtzukommen. Ich habe spätestens dann gemerkt, als meine Kinder in die Schule kamen, daß das nicht so unkompliziert ist. Daß meine Kinder Schwierigkeiten bekamen, weil sie nicht in den Pionieren waren, weil wir Eltern meinten, daß sie nicht alles mitmachen sollten.

Ich will ein Beispiel sagen. Anfang der achtziger Jahre kamen meine Kinder – erste und vierte Klasse – nach Hause und teilten mir mit, daß in der nächsten Woche ein Pioniermanöver stattfindet. „Dieses Pioniermanöver“, fragte ich, „was ist das?“ „Das ist anstelle des Wandertages.“ „Und was wird da gemacht?“ Wir sind in die Schule gegangen und haben gefragt. „Das ist für alle Kinder, auch für Nichtpioniere“ – denn meine Kinder waren Nichtpioniere – „das wird Wandertag, das ist ein bißchen sportliche Betätigung, es wird einen Orientierungslauf geben, und dann wird es Minenentschärfen geben.“ Da habe ich gefragt: „Was? Minenentschärfen, was ist denn das?“ „Das ist ganz harmlos“, wurde mir gesagt, „da werden Quietschtiere unter dem Laub versteckt und wer da drauf tritt, ist eben auf eine Mine getreten.“

Ich denke, das war unter anderem ein Anlaß, munter zu werden. Ich bin es schon etwas eher geworden, aber da sehr deutlich. Wir – einige Mütter und Väter, die sich damit nicht mehr abfinden wollten – acht Kinder betraf das –, haben uns zusammengetan, sind in die Schule gegangen und haben erklärt: „Unsere Kinder sind Nichtpioniere, unsere Kinder machen da nicht mit.“ Und wir haben gemerkt, daß dieses deutliche Auftreten in der Schule große

Verunsicherung hervorgerufen hat, die bis in die höheren Schulebenen ging. Wir haben auch versucht, bis zu Margot Honecker vorzudringen – zumindest brieflich –, und stießen da natürlich immer auf verschlossene Türen. Mir ist an dieser Stelle deutlich geworden, daß es gut war, daß wir nicht alleine standen, uns zusammengetan haben und auch in der Lehrerschaft Erstaunen hervorgerufen haben, indem wir einen Weg dagegen gegangen sind. Sicher war es nicht viel, aber immerhin ein bißchen. Munter geworden bin ich auch, als Frauen Wehrpässe bekommen sollten – 1983 war das –, wir wohl als Krankenschwestern besonders vorrangig. Da haben mehrere Frauen gesagt: „Das wollen wir nicht.“ Wir sind nicht demonstrativ in Schwarz in Berlin auf die Straßen gegangen, sondern wir haben es schriftlich gemacht, weil wir etwas ängstlicher gewesen sind. Aber wir haben versucht, mindestens ein bißchen in der Wahrheit zu leben. Dieser Weg ging dann so weiter, daß wir einfach kritischer in unsere Gesellschaft geguckt haben. Wir waren vor allem ein Kreis von Hausfrauen und Müttern. Deswegen bedaure ich es sehr, daß ich jetzt hier als einzige Frau sitze, weil ich glaube, daß die Frauen in den Gemeinden einen Großteil des christlichen Lebens dargestellt haben und jetzt noch darstellen. Hier müßten viel mehr Frauen sitzen. (Beifall)

Wir haben dann gemeint, daß wir in unserer Gemeinde und sogar ökumenisch einen Friedenskreis gründen müssen, wo wir uns den Problemen in unserer Gesellschaft stellen. Ich muß sagen, wir sind nicht ablehnend gegen die DDR gewesen. Das ist immerhin ein Stück unserer Heimat gewesen. Deswegen fällt es mir auch schwer, jetzt diese Geschichte einfach zu vergessen. Aber wir haben gesagt: „Wir wollen!“ Wir wollten etwas verändern, verbessern und darauf hinweisen. Besonders gegen diese Militarisierung der Gesellschaft, die wir in den Kindergärten, in der Schule, in den Berufen erlebten, wollten wir etwas unternehmen.

Ich bilde mir ein, daß wir Frauen – wir waren zehn, zwölf Frauen, manchmal auch ein paar Männer – schon etwas bewegt haben. Umso mehr hat es uns dann erstaunt und auch verunsichert, als 1987 der Olof-Palme-Marsch in der DDR stattfinden konnte. Ein Ereignis, wo zum ersten Mal Gruppen und Einzelpersonen aufgefordert wurden, mit Plakaten, die nicht zensiert waren, in die Öffentlichkeit zu gehen. Wir haben als Friedenskreis auch Plakate geschrieben: Eines zum Beispiel „Wir möchten keine Feindbilder in Kindergarten, Schule, Beruf“. Dann sind wir mit zwei Plakaten zum Abschluß des Olof-Palme-Marsches auf die Straßen gegangen. Wir waren eine große Gruppe von ca. 200 Leuten, die diese Chance genutzt haben, in die Öffentlichkeit zu gehen, und die damit großes Unverständnis bei staatlichen Stellen und auch bei den Veteranen hervorgerufen haben. Aber wir haben es als eine unwahrscheinliche Chance erlebt, zum ersten Mal in die Öffentlichkeit gehen zu dürfen, ohne sofort bestraft zu werden.

Wir haben gedacht, wenn das in der Öffentlichkeit möglich ist, dann muß es

doch auch in der Friedensdekade, die zwei Monate später war, möglich sein, diese Plakate wieder in der Öffentlichkeit aufzuhängen. Wir haben in unserer Gemeinde diese Chance genutzt. Unsere Gemeinde hatte ein Gerüst, daran haben wir unsere Plakate aufgehängt und darauf hingewiesen, daß wir diese zum Olof-Palme-Marsch getragen haben. Diese Plakate hingen nicht länger als zwei Stunden. Damals war es eigentlich dunkel, es muß demnach jemand sehr schnell mitbekommen haben. Wir hatten dann Schwierigkeiten mit unserem Pfarrer, der sehr schnell auf die staatlichen Sanktionen einging und die Plakate abnahm, ohne uns zu fragen. Wir hatten weitere Gespräche mit kirchlichen Vertretern und merkten, daß eine Balance überschritten worden wäre zwischen Staat und Kirche, wenn man sich dagegen gewehrt hätte, die nicht in Frage gestellt werden sollte. Da ist für mich ein Problem: Warum sind wir da nicht weiter gegangen? Warum haben wir nicht mehr gefordert? Wo waren die Ängste kirchlicherseits, die das verhindert haben?

Ich habe dann in der Ökumenischen Versammlung in der DDR als Delegierte für die Basis mitgearbeitet, weil ich merkte, daß diese Schwerpunkte „Gerechtigkeit“, „Frieden“ und „Bewahrung der Schöpfung“ wirklich unsere Zukunftsprobleme sind. Wir haben in diesem Prozeß, der über anderthalb Jahre ging, immer mehr gemerkt, daß das nicht nur ein weltweites, sondern auch ein lokales Problem ist und wir damit auch die wirklichen Schwerpunkte in dieser DDR angesprochen hatten. Zum Beispiel mit den vielen Fragen und Antworten, die im Hinblick auf diesen Prozeß gekommen sind. In der Gruppe „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“, in der ich mitgearbeitet habe, haben wir dann schon gespürt, daß es um die Mündigkeit geht. Welche Mündigkeit haben wir? Daß wir die eigentlich noch nicht haben. Ich glaube, wir sind nicht mutig genug gewesen und haben uns zu viele Illusionen gemacht. Im Nachhinein muß ich sagen, daß dieser Staat es geschafft hat, uns ideologisch zu unterwandern. Denn ich merke jetzt, daß ich Begriffe, die eigentlich in Deutschland selbstverständlich sind, völlig falsch verstehe, weil meine DDR-Geschichte mir da einen Strich durch die Rechnung macht. Zum Beispiel der Begriff „Bürgertum“. Woran ich noch erinnern möchte, weil es für uns hier in Dresden sehr wichtig war, der 13. Februar als Gedenktag an die Zerstörung Dresdens im Zweiten Weltkrieg. Ein Ereignis, was ab 1980 nicht nur für die Kirchen wichtig war, sondern weil Friedensgruppen diesen Tag genutzt haben, um ihre Befindlichkeit auszudrücken und die Kirchen das zum Glück aufgegriffen haben. Damit ist dieser Gedenktag ein Ereignis geworden, das wohl auch mit zu Veränderungen in diesem Lande, mindestens in dieser Stadt, im Denken beigetragen hat. (Beifall)

**Stefan Dachsel:** Man sieht jetzt schon die Unterschiede. Was meine Vorrednerin sagte, deckt sich in weiten Strecken nicht mit dem, wie ich es erlebt habe. Aber es ist wohl wichtig, daß man es auch anders erfährt. Meine ersten Glaubenserfahrungen fallen in meine prähistorische Zeit. Als ich feststellte,

daß ich an Jesus glaube – da war es schon passiert. Das habe ich von meinen Eltern. Meine erste politische Erfahrung geht auf mein sechstes Lebensjahr zurück, als im Radio die Meldung kam, daß Chruschtschow mitteilte, Stalin sei ein Verbrecher gewesen. Meine Eltern standen angstschlotternd am Ofen, weil sie meinten, nun könnte nur noch eine größere Schweinerei kommen. Das habe ich als kleines Kind so erfahren, und es hat sich tief eingepreßt. Mein erstes Problem mit dieser Gesellschaft war, als ich Rotz und Wasser heulte, weil ich nicht in die Pioniere durfte, weil meine Eltern sagten, das wäre nichts für mich. Und ich wollte so gerne dahin! Die nächste Erfahrung war, als ich meinen Eltern gratulieren konnte, daß sie mir das nicht gestattet hatten, als ich selber nicht mehr in die FDJ eintreten wollte.

Dabei habe ich allerdings gemerkt, daß ich mit Leuten reden kann, die sehr verschieden denken und die sehr verschiedene Gründe hierfür haben. Ich habe da sehr offen mit den Leuten reden können und festgestellt, daß das vielleicht meine Gaben, meine christliche Gabe ist. Das habe ich dann mein Leben lang ehrenamtlich neben dem Beruf getan. Ich habe versucht, irgendwelche Dinge zu finden, Tagungen zu organisieren oder Kreise zu bilden, in denen Leute, die verschieden oder auch gleich denken, Heimat finden können. Wir haben ökumenische Hauskreise gebildet. Wir haben in der evangelischen Studentenarbeit versucht, Leute zusammenzubringen, vor allen Dingen aus Ost und West. Das ging in Berlin Anfang der 70er Jahre besser als hier im Sachsenland, weil man die Leute, zumindest wenn sie aus Köln oder Stuttgart waren, damals leicht herüberbekam. In dieser Zeit war dann schon festgestellt worden von meinem Gegenüber, um auf den Marxismus zu sprechen zu kommen, daß ich ein ewig gestriges Subjekt bin, was man so akzeptieren muß, wie es ist. Das hat es auch gegeben. Ich wurde einfach akzeptiert und konnte trotzdem mit den Leuten reden, konnte weitermachen.

Ich habe in der DDR studiert, obwohl ich nicht in der FDJ war, obwohl ich nicht bei den Pionieren war, und ich habe auch meine Kompromisse gemacht, natürlich. Ich war im FDGB, dort war ich auch Vertrauensmann. Da habe ich versucht, was zu machen, das war auch zum Teil sehr illusionär, aber manchmal hat es geholfen. Jedenfalls wurde man irgendwo akzeptiert, wenn man klar sagte, wer man ist, wenn man nicht auf dem falschen Bein erwischt wurde, wo die dachten: „Vielleicht bekommen wir den doch noch herum.“ Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Ich habe manchmal den Eindruck, hier wird eine Legende gesponnen in diesem Land, was man hätte alles tun müssen. Ja, man hat das alles tun müssen, wenn man alles machen wollte.

Wir hatten von Haus aus einen tiefen Glauben zu Jesus Christus und ein tiefes Mißtrauen zu gesellschaftlichen Utopien mitbekommen. Das hat sich bei mir bis heute gehalten. Insofern habe ich da auch etwas anderes erlebt und denke, daß Leute – wenn sie Glück hatten und nicht an völlige Idioten gerieten, was natürlich auch passieren konnte, – wenn sie zu ihrer Anschauung

gestanden haben in dieser DDR, wie sie war, durchaus die Chance hatten, einigermaßen gerecht behandelt zu werden. Nicht immer. Aber das sollte auch mit bedacht werden bei dem Ganzen. In der Absolventenarbeit, die wir für Hoch- und Fachschulabsolventen hier in Sachsen, wie auch dann in Brandenburg, gemacht haben, hat sich dieses immer wieder bestätigt. Tiefer will ich gar nicht gehen; ich will nur noch abschließend sagen, daß ich heute als Artdirektor in der Werbebranche arbeite. (Beifall)

**Alfred Schmahl:** Ich bin Sachse mein Leben lang, obwohl Sie wahrscheinlich daran zweifeln werden, weil ich nicht sächsisch spreche. Ich komme aus der Oberlausitz. Das ist etwa 100 Kilometer von hier an der tschechisch-polnischen Grenze bei Zittau. Ich bin Jahrgang 1920, habe nach der Lehre als Maschinenschlosser die Möglichkeit gehabt, durch Förderung des Betriebes ein Studium anzufangen an der Bergschule in Zwickau. Dieses wurde 1940 durch Krieg und Wehrmacht unterbrochen. Ich kam dann 1948 aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück und hatte – ich habe es manchmal so ausgedrückt – meine Jugend auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Aber ich habe das Glück dabei gehabt, daß ich dort mit Schrifttum des CVJM in Berührung gekommen bin und die ersten Schritte in Richtung Glauben sich dort vollzogen haben.

Ich bin nach Hause gekommen und habe Hilfen erfahren, auch durch eine Dienstgruppe des Lückendorfer Arbeitskreises, der ist in Sachsen bekannt und auch verrufen. Dort habe ich engen Kontakt mit der Bibel bekommen, und das hat in der Folge mein Leben in der DDR geprägt. Wir haben uns also nicht in Demut geübt, wie ich vorhin gehört habe, sondern wir haben eine positive Stellung gehabt, indem wir uns intensiv mit der Frage beschäftigt haben: Was hat das bedeutet, daß den Israeliten gesagt worden ist in der Gefangenschaft „Sucht der Stadt Bestes.“? Das hat uns geprägt in unserer Haltung, auch in unserem Berufsleben. Wir haben gemeint, wir sind dazu verpflichtet, eine gute und eine ordentliche Arbeit zu leisten. Wir können dem, der unser Produkt kauft, keinen Schund andrehen. Wir dürfen auch den spitzen Bleistift nicht benutzen, das heißt, mehr Stunden schreiben als wir geleistet haben, sondern müssen auch an dieser Stelle ehrlich bleiben.

In der Gefangenschaft in Frankreich habe ich relative Freiheit gehabt und dort etwas erfahren von Demokratie, wie sie möglich sein könnte. 1948 kam ich in diese DDR. Meine erste Begegnung, die mir unvergessen bleibt, ist die, daß ein Abteilungsleiter irgendwelche pädagogischen Fähigkeiten bei mir entdeckt zu haben meinte und mich vorschlug zu einem Studium als Berufsschullehrer. In der Beurteilung stand: „Ist der bürgerlichen Ideologie verfallen.“ Damit war das ausgestanden. Wir haben die ganze Zeit versucht, uns auch innerhalb der Brigade zu behaupten, zu bewähren. Ich habe oft genug erlebt, daß die Kollegen, die vor irgendwelchen Versammlungen und Resolutionen, die immer wieder während der Arbeitszeit gefaßt werden mußten, denen man sich also

auch nicht entziehen konnte, große Töne geschwungen, und dann, als es darauf ankam, geschwiegen haben und man da mitunter sogar irgendwie rosarot erschienen ist, weil man das, was gut war, gutgeheißen hat, weil man aber andererseits gegen das aufgestanden ist, was nicht verantwortet werden konnte. Ich möchte hier keine Konfrontation zwischen Pfarrern und Laien aufbauen, aber ich bin der Meinung, daß die Pfarrer in der DDR es leichter gehabt haben, als wir, die wir in den Betrieben gesteckt haben, und als die Kinder, die in den Schulen von Montag bis Sonnabend diesem Machtanspruch der SED ausgesetzt waren. Das waren wir laufend.

Noch zu den Pfarrern: Ich weiß, daß die Funktionäre Angst gehabt haben, wenn sie zum Pfarrer gehen mußten, weil die Partei es verlangt hat. Natürlich hatten die Pfarrer mit ihren Kindern Probleme mit Studium und ähnlichem, aber ansonsten war ihre Existenz gesichert. Dies sah bei uns anders aus, die wir im Betrieb steckten, in denen der Parteisekretär das absolute Sagen hatte. Er hatte in jeder Beziehung das letzte Wort. Da konnte eine Betriebsleitung sich noch so positiv über den engagierten Schlosser ausgesprochen haben, er war ein Feind des Staates, er war religiös gebunden und damit eben auch als Arbeiter ein Verräter der Arbeiterklasse. Ich habe das erlebt. Ich hatte durch Abendschulung versucht, mir Wissen anzueignen, und war dann in der Arbeitsvorbereitung als Operativtechnologe eingesetzt. Als dann Pieck versuchte, die Kirche mit aller Macht umzubiegen, bin ich 1958 erstmalig nicht zu dieser sogenannten Wahl gegangen. Das hatte zur Folge, daß am Montag der Parteisekretär im Betrieb verkündet hat: „Der Schmach hat sich für den Krieg entschieden und gegen den Frieden gestimmt und ist forthin als Wirtschaftsfunktionär in unserem Staate nicht mehr tragbar.“ Einige Tage später wurde ich zum Abteilungsleiter bestellt im Beisein des Kaderleiters. Es wurde mir nahegelegt, ab morgen meine Arbeit an der Werkbank wieder aufzunehmen. Als ich sie daran erinnerte, daß die DDR für sich in Anspruch nimmt, ein Rechtsstaat zu sein, und ich auf 14 Tage Kündigung, die ich in meinem Angestelltenvertrag hatte, pochte, bin ich – so wie es beim Kommiß üblich war – sofort aus dem Zimmer verwiesen worden. In der Folge bin ich dann tatsächlich wieder im Arbeiter- und Bauernstaat zum Arbeiter befördert worden. Das war das höchste, was man erreichen konnte. Aber dort stand natürlich auf den Umsetzungsbescheiden nicht „wegen Nichtteilnahme an der Volkswahl“, sondern „wegen Stelleneinsparung“. Damit war jede Möglichkeit genommen, irgendwie dagegen anzukämpfen. Ich wollte dies auch gar nicht, weil ich gemeint habe: Wir haben als Christen einfach diesen Preis zu zahlen für unsere Stellung. Ich habe natürlich jahrelang den Kampf geführt mit der Betriebsleitung, als es um Lohngruppen ging. Das ging soweit, daß ich der letzte der älteren Kollegen war, der noch in der Lohngruppe sechs stand, während alle anderen sieben hatten. Die Spitze war dann – ich hatte als einziger als Spezialbereich die Pumpen- und Hydraulikanlagen zu betreuen.

Ich war dann in der glücklichen Lage, daß am Ende der achtziger Jahre der Betrieb auf mich angewiesen war und ich nicht mehr auf den Betrieb, weil ich der einzige Fachmann war. Aber in den siebziger Jahren wollte man das partout nicht wahrhaben und setzte mir einen Kollegen mit der Lohngruppe sieben als Gruppenleiter vor die Nase, den ich einarbeiten sollte in mein Aufgabengebiet. So weit ging damals die Einflußnahme in den Betrieben.

Die Probleme mit der Schule sind hier schon angeklungen. Die habe ich mit meinen Kindern, die alle nicht bei der FDJ oder bei den Pionieren waren, natürlich genauso gehabt. Der Gipfel bestand darin, daß meiner mittleren Tochter in der zehnten Klasse von dem Parteisekretär der Schule gesagt wurde: „Ohne Mitgliedschaft in der FDJ hast du keinen Anspruch auf eine Lehrstelle.“ Ich habe dann bei einem Krankenhaus – sie wollte Krankenschwester werden – vorgeschlagen, und dort wurde ihr wieder mitgeteilt: „Ohne FDJ-Zugehörigkeit haben Sie keine Möglichkeit, bei uns zu lernen.“ Ich hatte vorher bei der Volksausssprache nach Berlin geschrieben und hatte den Fall dieses Parteisekretärs dort zur Sprache gebracht. Von dort wurde mir mitgeteilt: „Natürlich ist es vorteilhaft für Ihr Kind, wenn es die Schulungen und Unterweisungen und Hilfen der FDJ“ – also dieser Freien Deutschen Jugend, die sich die Kampfreserve der Partei nannte – „mitnimmt. Aber dies ist kein Hinderungsgrund, eine Lehrstelle zu bekommen.“ Mit diesem Bescheid habe ich dann bei der Kaderleiterin des Krankenhauses vorgeschlagen, und das Ergebnis war, daß sie mir sagte: „Das, was die in Berlin sagen und schreiben, zählt für uns überhaupt nicht.“ Das ist es, was wir an der Basis in der Regel erlebt haben. Wir haben mitunter den Kopf geschüttelt darüber, was in Berlin an Aufmärschen alles möglich war. Wir haben uns manchmal an den Kopf gegriffen und gefragt, wieso ist das möglich, daß man dort Hunderte und Tausende auf die Beine bringt, während bei uns niemand mehr hinging? (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Das ist der Sinn gerade dieses Themas „Kirche und Christen im Alltag der DDR“, daß wir versuchen wollen, ein möglichst breites Spektrum unterschiedlicher Erfahrungswelten darzustellen. Ich habe eigentlich jetzt noch Lust, obwohl wir schon sechs, sieben Wortmeldungen haben, und es kommen sicher noch viele dazu, Ihnen noch eine Gelegenheit zu geben, untereinander zu reagieren. Ich fände es ganz gut, wenn dieser oder jener von Ihnen noch was sagt. Sie haben die Möglichkeit, sich ein bißchen aufeinander zu stürzen. Ich dachte eigentlich bei dem, was Frau Müller gesagt hat: Wo waren eigentlich unsere Ängste? Warum sind wir nicht weiter vorangegangen? Warum sind wir nicht weiter aktiv gewesen? Oder zu dem Begriff von Bruder Küttler nach dem begrenzten politischen Mandat: Da gab es innerhalb der Kirche erhebliche Unterschiede. Aber wenn Sie es jetzt nicht reizt, darauf zu reagieren, will ich Sie nicht unnötig provozieren. Herr Dachsel.

**Stefan Dachsel:** Ich möchte nur eins dazu sagen. Ich bin der Meinung – und denke, wohl viele andere auch – bis 1985 gab es keine Chance, etwas an der Situation bei uns zu ändern. Ich weiß nicht, wie die anderen das sehen, aber bis 1985 gab es keine Chance. Das war dann immer das Wort „die Machtfrage ist geklärt“ und wir haben das auch geglaubt. Und ich glaube, bis 1985 haben wir es zu Recht geglaubt, danach haben wir es nicht mehr zu Recht geglaubt.

**Alfred Schmahl:** Richtig ist, daß ab Mitte der achtziger Jahre die ökonomischen Probleme so zu Buche schlugen, daß man großzügiger wurde, daß man auf diese ideologischen Barrieren keinen Wert mehr gelegt hat, die mitunter da waren. Dies wollte ich noch sagen: natürlich ist man Kompromisse eingegangen. Denn jedesmal, wenn man das Pfötchen nicht gehoben hatte, war eine Aussprache fällig. Ich kann mich erinnern, daß ich bei der Verfassungsfrage und der Wahl gefragt habe: „Wenn Gewissens- und Glaubensfreiheit garantiert ist, werden dann am Montag, wenn das angenommen ist, alle die Kriegsdienstverweigerer aus der Haft entlassen?“ Da haben die natürlich gestutzt und haben gesagt: „Das können wir Ihnen nicht beantworten.“ Ich sagte: „Ich möchte aber eine Antwort.“ Dann bin ich Tage später zur Parteileitung bestellt worden – während der Arbeitszeit mußte man überall hinkommen – und zwar allein, nicht, wie das oftmals bei Staatsgesprächen der Fall war, daß man noch ein oder zwei Personen mitnehmen konnte. Dort saßen der Betriebsleiter, der Parteisekretär, der FDGBler und ein Mann vom Wehrkreiskommando und haben mir erzählt, daß es wohl auch als Christ möglich ist. Denn der Herr Bischof Mitzenheim hätte unlängst erst eine Unteroffiziersschule besucht und sich lobend darüber ausgesprochen, wie gut die Christen sich dort einfügen. Ich konnte denen dort nur sagen: „Mein Gewissen ist nicht an Herrn Mitzenheim, sondern an Christus gebunden.“ (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Bruder Furian – und anschließend eröffne ich die Liste der Fragenden.

**Propst Dr. Hans-Otto Furian:** Daß man nichts ändern konnte, das sehe ich anders. Man konnte schon. Bloß es war immer ein Risiko dabei, auch ein Restisiko für Pastoren natürlich. Es gibt ein Beispiel. Wir haben im Kirchenkreis Zossen Anfang der siebziger Jahre, sobald die Regierung der DDR den Vereinten Nationen beigetreten ist, die Konvention über zivile und bürgerliche Rechte vervielfältigt. Man bekam sie damals nicht zu kaufen. Daß die Erklärung der Vereinten Nationen die DDR unterschrieben hatte, galt für das Ausland, aber wurde nicht in binnenstaatliches Recht überführt. Das hieß, man konnte sich nicht darauf berufen. Da haben wir – der Pfarrkonvent und der Kreiskirchenrat – diese Erklärung für die Konfirmandeneltern vervielfältigt und gleichzeitig 18 konkrete Fälle aufgegriffen und diese zunächst mit den örtlichen Staatsorganen verhandelt, alles Fälle von Benachteiligungen auf dem Bildungssektor. Da rührte sich zunächst nichts. Aber die DDR war ja ein Staat, der nichts so sehr fürchtete

wie die Öffentlichkeit. Wir hatten uns dann per Einschreiben etc. an den Rat des Kreises gewandt und nur um ein Gespräch gebeten. Es hieß auch immer nur im Blick auf mich: „Haben Sie Beschwerden über die Behandlung Ihrer Kinder in der Schule?“ – „Nein.“ – „Naja, also unsere Bürger sind mündig. Die können dann über ihre eigenen Kinder reden.“ Es wurde mit mir nicht darüber gesprochen. Wir haben gedroht, die Sache vor die Vereinten Nationen zu bringen – wir hatten da einen gewissen Kanal –, und dann wurde gesprochen. Man konnte auch einen erheblichen Teil dieser Fälle bereinigen. Ich will damit nur sagen, man konnte schon, jedenfalls von der Ebene der Kirche aus. Ich rede nicht von einem Betrieb aus, das kann ich gar nicht beurteilen. Man konnte schon, aber es war schwierig. Man mußte sehr viel Geduld haben und manches vielleicht ein bißchen lockerer sehen, als es im Nachhinein scheint. Gut, daß man manches nicht gewußt hat, so würde ich auch sagen.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank. Jetzt haben die Damen und Herren Abgeordneten und Sachverständigen das Wort. Herr Meckel, Herr Weisskirchen, Herr Faulenbach, Herr Fischer, Herr Mitter, Herr Dehnel, Herr Jork, Frau von Renesse, Frau Barbe, Frau Wisniewski, Herr Gutzeit, Herr Wilke. Bitte, der Abg. Meckel.

**Abg. Meckel (SPD):** Ich möchte mich herzlich bedanken bei den vielfältigen Berichterstattern für das doch relativ breite Bild dessen, was hier über die Kirche und über einzelne Biographien, die von kirchlichem Leben geprägt waren, dargestellt worden ist. Es ist deutlich geworden, daß die Kirche ein relativ freier, breitgefächerter, sozialer und geistiger Raum war, den es sonst nirgendwo in der DDR gab. Gleichzeitig denke ich aber doch, daß durch die Auswahl derer, die hier sitzen, leicht ein falsches Bild entstehen könnte. Denn eines sollte man festhalten: Daß die Mehrheit der Christen in unseren Kirchen die Jugendweihe mitgemacht hat, zur Wahl gegangen ist und auch deren Kinder in der FDJ waren. Hier, von der Darstellung her, könnte durch die Auswahl einzelner Personen ein anderer Eindruck entstehen. Das muß sehr deutlich festgehalten werden. Es wurde mit Recht von der privilegierten Situation von uns Pfarrern gesprochen. Das war so! Gleichzeitig war ich manchmal enttäuscht von lieben Kollegen, die diesen Freiraum meines Erachtens nicht genügend nutzten, weil jemand, der mehr Freiraum hat, auch eine größere Verantwortung hat, diesen dann exzessiv zu nutzen, zumindest zu testen, wie weit es geht. Es hängt gewiß auch vom Charakter und der Persönlichkeit ab, ob man dazu neigt, sich eher einzurichten oder diesen Test zu machen. Doch nun zu den achtziger Jahren, als in der DDR-Gesellschaft auch von der Führung her klar war und man anerkannte, daß die Kirche eine längere Existenz haben wird und man sich mit ihr einrichten mußte. Wie sehen Sie das Verhältnis in dieser Zeit zwischen mehr volkscirchlichen Strukturen und Vorstellungen, die besonders

hier in Sachsen bis zuletzt lebendig waren, und anderen, die oft mehr durch eine Diaspora-Situation geprägt waren, wo die Gemeinden sehr klein waren und man bei einem Gottesdienst mit drei Leuten zusammensaß. Es gab auch ein anderes Verständnis von Kirche, das nicht so volksgläubig war, sondern mehr von einer emanzipatorischen Freiwilligkeitskirche her bestimmte gesellschaftliche Probleme thematisierte. Und sei es so, wie Herr Krötke dargestellt hat, daß man dies an Bildern, die in der Wortwahl, zum Beispiel dem Begriff des „Sozialismus“, sehr ähnlich klangen wie manches, was der Staat sagte. Dann aber gerade, daß man sie auf eine bestimmte geistige Tradition behaftete, vom Staat her dann auch sehr viel aggressiver sogar angegriffen wurde, als manche volksgläubige Existenz. Wie sieht man also das Verhältnis des eigenen Kirchenbildes und möglicher kirchlicher, volksgläubiger Erfahrung im Verhältnis zu solcher mehr emanzipatorischer Kirchenerfahrung im Verhältnis zu dem gesellschaftlichem Umfeld? Vorletzte Frage: Wie wird es eingeschätzt, daß der Staat selbst da, wo er volksgläubige Existenz anerkannte, jedenfalls bis zu bestimmten Grenzen, doch immer mehr versuchte, der Kirche den Boden zu entziehen? Ich denke an die berühmte Erbe-Diskussion Anfang der achtziger Jahre, wo dann im Grunde eklektisch geguckt wurde, was können wir als geistiges Erbe anerkennen und was nicht? Was müssen wir, wenn wir es einmal kennen, in bestimmter Weise prägen, als Staat prägen? Wie haben Sie das empfunden? Welche Rolle hat hier dieser geistige Freiraum gespielt, in dem man sich bewegte?

Letzte Frage: Welche Aufgaben sehen Sie, gerade von diesen Erfahrungen her, für Kirche heute, wo man kritisch fragen muß: Haben wir da was Falsches gemacht, möglicherweise uns auch ein falsches Kirchenbild angeeignet, das sich heute neu bewähren oder auch verändern muß?

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank. Es gibt hier viele interessante Leute, die interessante Fragen stellen, und viele, die interessante Antworten geben. Lassen Sie uns das alles zusammenbringen in einer dreiviertel Stunde. Herr Weisskirchen, Herr Faulenbach, Herr Fischer.

**Abg. Prof. Weisskirchen (SPD):** Ich möchte nur einer These widersprechen und Frau Annemarie Müller danach fragen, ob sie wirklich stimmt. 1985, hieß es, wäre es möglicher gewesen als zuvor, kritische Fragen zu stellen, Positionen zu beziehen oder auch die Grenzen der innerkirchlichen Öffentlichkeit teilweise zu übersteigen. Ich erinnere mich recht gut an ein Gespräch mit Pfarrer Christoph Wonneberger Ende 1982 oder Anfang 1983 hier in Dresden, als er der Pfarrer der Weinberg-Gemeinde war, wo wir gemeinsam über ein Projekt debattierten – Rainer Eppelmann wird sich daran erinnern, an einen Friedenskongreß in West-Berlin –, wo er auch mit bereit war, zumindest einen Teil der öffentlichen Arbeit hier in der ehemaligen DDR zu übernehmen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, war er einer der

Mitinitiatoren der SOFD-Initiative, also des sozialen Friedensdienstes. Noch eine Bemerkung und eine Frage: Die erste Bemerkung ist, daß ich immer wieder das Gefühl habe – gerade als jemand, der damals aus Westdeutschland kam und sich als Mauerspringer verstand –, daß dieses gelassene Bewußtsein, das Sie hier vorgetragen haben und das auf der anderen Seite changiert mit der selbstbestimmten Mündigkeit – also eigentlich der Freiheit des Christenmenschen entspringt. Dennoch wollte ich darüber hinaus die Frage stellen: Wenn dies zutrifft, dann muß doch diese Mündigkeit des Christenmenschen auch gepaart werden mit den Ängsten in der Welt; das heißt in der konkreten Gesellschaft, in der man lebt. Ich frage mich immer: Wie haben Sie diese Parallelität von Angst und Hoffnung im Alltagsbewußtsein erlebt, was hat Ihnen dabei geholfen? Zum Beispiel, Frau Annemarie Müller, die Initiative und das Engagement im konziliaren Prozeß für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung? Finden Sie nicht, daß gerade dieser Prozeß einen erheblichen Anteil daran gehabt hat, das Alltagsbewußtsein bei Ihnen selber auch zu verändern?

**Sv. Dr. Bernd Faulenbach:** Meine erste Frage: Herr Krötke hat von „erschlafte[m] Atheismus“ gesprochen, den es zunehmend gegeben hätte. Es hat offenbar eine nachlassende Militanz des Atheismus gegeben. Ich würde gerne hören, Herr Krötke, wie Sie das damals interpretiert haben und es heute interpretieren würden. Worauf ist dies zurückzuführen? War das ein Nachlassen der ideologischen Kraft des Marxismus-Leninismus? War dies ein Ergebnis geschickter Kirchenpolitik? War dies eine andere Strategie der SED? Oder wie würden Sie diesen Tatbestand heute als solchen erklären oder haben Sie ihn sich damals erklärt?

Aber ich hätte auch an die anderen noch einmal diese Frage, sozusagen aus den Gemeinden heraus. Gilt das generell, daß dieser Atheismus weniger militant war? Oder ist dies von Fall zu Fall, Region zu Region oder Ebene zu Ebene unterschiedlich gewesen? Vielleicht können wir auch da noch einige Differenzierungen hineinbringen.

Zweite Frage: Herr Küttler hat davon gesprochen, es gab eine ganze Strömung, die wollte „den Sozialismus beim Wort nehmen“. Was hieß das? Wie machte man das? Welche Punkte waren es? In welchen Hinsichten hat man versucht, den Sozialismus beim Wort zu nehmen? Und gleichzeitig haben Sie gesagt, die Möglichkeiten seien nicht ausgeschöpft worden, die bestanden hätten. Woran lag das, daß die Möglichkeiten nicht ausgeschöpft worden sind?

Dritte Frage, die eben schon einmal anklang: Im Jahre 1983 gab es das Lutherjubiläum. Das war ein Jubiläum, das von der DDR, der Staatsführung ebenso wie von den Kirchen, irgendwo begangen worden ist. Wie wirkte denn dieses Ineinandergreifen von Staat und Kirche bei diesem Ereignis auf die Gemeinden? War das unstrittig? War das so, daß dies als eine Anerkennung der Kirche durch die DDR aufgefaßt wurde? Oder sahen Sie das als eine

Form der Instrumentalisierung von Luther zugunsten der DDR? Wie haben Sie dieses Ereignis für sich interpretiert, das dann doch, gemessen auf dem Hintergrund der Gesamtentwicklung, ungewöhnlich war?

Allerletzte Frage: Die Kirchen sind doch Kirchen eben im Sozialismus gewesen, das heißt, sie haben unter spezifischen Bedingungen gearbeitet. Sicher sind Kirchen nicht konstituiert durch die politischen Bedingungen, unter denen sie arbeiten. Aber dennoch: Haben die Kirchen nicht heute Identitätsprobleme in den neuen Bundesländern angesichts der grundlegend veränderten Verhältnisse?

**Sv. Prof. Dr. Alexander Fischer:** Ich habe drei Fragen. Die erste richtet sich an den Kollegen Krötke. Sie haben, wenn ich Sie richtig verstanden habe, ein sehr plastisches Bild von Kirche und christlichem Alltag in der DDR geschildert, aber wohl bezogen auf die siebziger und achtziger Jahre. Ich habe diesen Prozeß aus der Ferne beobachten können. Persönliche Erfahrungen hier in Sachsen habe ich im kirchlichen Bereich in den fünfziger Jahren gemacht. Und ich meine, damals sei das Erscheinungsbild der Kirche ein anderes gewesen, auch in der Auseinandersetzung mit der marxistischen Weltanschauung und mit entsprechenden Repressionen der anderen Seite. Was sind eigentlich aus Ihrer Erfahrung die Gründe für diese qualitative Veränderung? Ich will es zuspitzen und einen Begriff von Herrn Küttler aufnehmen: Hängt das möglicherweise damit zusammen, daß diese Veränderung, dieses Zurückdrängen in die Nische der siebziger und achtziger Jahre damit zusammenhängt, daß die Kirche hinter – so hat es Herr Küttler gesagt – ihren Möglichkeiten zurückgeblieben ist?

Die zweite Frage richtet sich gleich an den Plauerer Superintendenten. Ich würde gern von Ihnen noch einmal hören, was Sie eigentlich unter dieser Formulierung verstehen. Ich will ganz persönlich anmerken, daß ich mich deswegen etwas wundere über die Formulierung die Kirche sei „hinter ihren Möglichkeiten zurückgeblieben“, weil Sie, wie Sie vorhin gesagt haben, erst 1965 in die DDR zurückgekommen sind. Ich beziehe mich jetzt auf meine persönlichen Erfahrungen zur Zeit des „Kirchenkampfes“, ich habe das in einer Jungen Gemeinde der fünfziger Jahre miterlebt. Da sind Pfarrer verhaftet worden: Schmutzler (Leipzig), Drechsler (Buchholz), Johannes Hamel und wie sie alle hießen, sie waren einfach weg, ihnen wurde der Prozeß gemacht. Das hat doch Auswirkungen gehabt. Von daher bitte ich noch einmal um Erläuterung dieses Begriffs.

Drittens zu Herrn Furian. Sie haben fast ganz nebenbei bemerkt, die Hilfe, die Ihnen zuteil geworden ist, kam aus der badischen Landeskirche, wie Sie sagten, aus Lörrach. Sie haben bemerkenswerterweise darauf hingewiesen, daß der materielle Aspekt gar nicht das Entscheidende gewesen sei. Das ist wohl *communis opinio* heutzutage. Mich würde interessieren, was denn außerhalb

dieses materiellen Aspekts für Sie wertvoll gewesen ist in der Verbindung zu den Badenern.

**Sv. Dr. Armin Mitter:** Meine Fragen und Bemerkungen richten sich vor allen Dingen an Herrn Krötke. Ich habe meine Schwierigkeiten mit dem Begriff „Nische“. Sie nannten den Urheber dieses Begriffes, Herrn Gaus. Ich glaube, schon vor der Wende ist dieser aus der DDR heraus kritisiert worden. Und zwar wurde in dem vormundschaftlichen Staat von Rolf Henrich schon dazu Stellung genommen, daß es wohl nicht die richtige Beschreibung der Situation für die Mehrheit der DDR-Bevölkerung war. Zum anderen ist mir bei Ihrem Vortrag aufgefallen, daß Sie die intellektuellen Möglichkeiten der Kirchengemeinden und Studentengemeinden für mein Dafürhalten etwas zu gering geschätzt haben, was ihre Außenwirkung betraf. Ich habe es selbst erlebt in Berlin, daß das intellektuelle Angebot in der evangelischen Kirchengemeinde sehr hoch war, und das relativ risikolos. Natürlich – und da gebe ich Herrn Dr. Furian recht – war das Risiko immer schwer einschätzbar, welches man da eingeht, und Gott sei Dank hat man das sicherlich nicht gewußt, aber es war eben unterschiedlich und differenziert. Lag das nun daran, daß die Kirchenleitungen den evangelischen Studentengemeinden gewisse Vorgaben oktroyiert haben zu gewissen Zeiten? Denn es ist eindeutig so, daß das durchaus nicht durchgängig so war.

Mitte der siebziger Jahre war ein gewisser Höhepunkt, und Mitte der achtziger Jahre war es so, daß das eher zurückging. Insgesamt gesehen ist aber die Kirche – das ist ein eher subjektiver Eindruck – mit ihrem intellektuellen Angebot an Laien, die sich nicht als Laien verstehen, sondern nur Leute, die einfach in der Kirche einen anderen Zugang zu Philosophie usw. haben wollten, unter ihren Möglichkeiten geblieben. Ich glaube, gerade in den siebziger und achtziger Jahren war die Bereitschaft – vor allen Dingen natürlich in Berlin, aber auch in den größeren Städten – bei der studentischen Jugend sehr hoch, solche Angebote anzunehmen.

Die letzte Bemerkung. Ich glaube, daß der spätestens Mitte der siebziger Jahre – Sie nannten es den „Sonntagsmarxismus“, das finde ich einen sehr schönen Begriff – an sich schon so brüchig war, daß er schon in den Universitäten, aber auch in den Schulen kaum mehr angenommen wurde und in wachsendem Maße auch die Lehrenden sowohl an den Schulen als auch in den Universitäten Schwierigkeiten damit hatten, überhaupt die Leute zu erreichen, und auch sehr froh waren, wenn ihnen nicht sehr unangenehme Fragen gestellt wurden. Das ging soweit, daß sogar die marxistisch-leninistische Studentenausbildung, aber besonders auch die Promovendenausbildung sich weniger auf Lippenbekenntnisse bezog, sondern daß man möglichst irgendeinen Text darbieten mußte, der fast wertfrei war, und das eigentlich schon oftmals ausgereicht hat. Das ist natürlich von Fall zu Fall verschieden gewesen. Ich will hier überhaupt nicht die Möglichkeiten, die

innerhalb dieses Apparates, auch zu dem Zeitpunkt noch vorhanden waren, gering schätzen. Aber ich glaube schon, daß vor allen Dingen seit Anfang der achtziger Jahre mit den Ereignissen in Polen die Herausforderungen viel stärker geworden sind und das vielleicht eine viel größere Rolle gespielt hat als die Erschütterung 1985 in der Sowjetunion. Denn diese Diskussionen, die gerade im Anschluß an die Ereignisse in Polen auch in der DDR stattgefunden haben in verschiedenen Kreisen, haben doch ganz neue Fragestellungen aufgeworfen. Vielleicht können Sie etwas dazu sagen, wie sich die Kirche dieser intellektuellen Herausforderung gestellt hat bei der Bedeutung, die die Kirche in diesen Prozessen in Polen 1980 gespielt hat. Ob man überhaupt eine Verantwortung oder Möglichkeiten gesehen hat, aus den Ereignissen in Polen heraus viel stärker auch intellektuell in die Masse der Menschen zu wirken. Danke.

**Abg. Dehnel (CDU/CSU):** Herr Passauer, ich freue mich genauso wie Sie über die Vielfalt und die kritische Auswahl unserer Podiumspartner sowie über die Vielfalt der Meinungen, die wir heute gehört haben. Zu meiner Person: Ich bin Erzgebirgler in Sachsen.

Aus der Vielfalt der Meinungen habe ich heute eins herausgenommen, und zwar „Vertrauen wagen oder Vertrauen versagen“. Wir wissen alle, daß 1984 die Jahreslosung „Vertrauen wagen“ hieß. Und für mich war das ein entscheidendes Jahr, nachdem ich auf eigenen Wunsch nur konfirmiert worden bin, nicht weil es die Eltern wollten. Aber später auch in der Jungen Gemeinde war es eine glückliche Zeit, eine wunderbare Zeit bei Herrn Pfarrer Neubert, der heute 60 geworden ist und inzwischen im Vogtland lebt. 1982 bin ich Stadtverordneter geworden. Warum? Wegen diesem „Vertrauen wagen“ und wegen des „Suchet der Stadt Bestes“. Ich habe dort auch immer meine Meinung gesagt, bin deshalb auch nie in die Zeitung gekommen die ganzen zehn Jahre, die ich dort tätig war, obwohl ich immer kritische Anmerkungen gemacht habe. Wie sehen Sie es jetzt, wo ist die Grenze zwischen Vertrauen wagen und Vertrauen versagen angesichts dessen, daß es auch Leute gab, die ungefähr 1.000 Kontakte mit der Stasi hatten in konspirativen Wohnungen?

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Die Reihe der Sachsen nimmt nicht ab. Sie werden es gleich hören. Jetzt ist Herr Jork dran.

**Abg. Dr. Jork (CDU/CSU):** Vielleicht hört man das nicht so sehr. Ich werde mich bemühen, danke schön. Meine erste Frage schließt an das an, was Herr Fischer schon gesagt hat. Ich möchte diese Frage auch stellen an Herrn Furian. Es war hier einmal behauptet worden, daß die Menschen in der DDR sich verlassen fühlten, umfassend verlassen fühlten. Sagen Sie bitte, welche Rolle spielte die Kirche dabei durch ihre Verbindungen von Ost und West innerhalb der Kirche? Gab es dabei staatliche Akzeptanz oder Förderung seitens der Bundesrepublik? Wie ist aus Ihrem Erfahrungs- und Erlebnisbereich dieses Verlassensein eingeschränkt oder behindert worden?

Eine zweite Frage, die ich gleichermaßen an Herrn Küttler und auch an Herrn Schmahl richten möchte. Wir haben an drei Stellen heute gehört, daß innerhalb der Kirche für die Pfarrer doch bestimmte Erfahrungsunterschiede bestanden zu den Erfahrungen, die einer in der Industrie oder in der Wirtschaft gemacht hat. Inwieweit ist Anpassung im kirchlichen Raum – so wie man den Begriff heute auch gehört hat – vergleichbar mit Anpassung in der volkseigenen Industrie? Wo sehen Sie Unterschiede in Bezug auf Anpassungsdruck und auch Hilfsmöglichkeiten? Ich habe bewußt versucht, das kurz zu formulieren.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Das zeichnet Sie aus, vielen Dank. Frau von Renesse.

**Abg. Frau von Renesse (SPD):** Ich bin nicht aus Sachsen, aber voller Neugier und deswegen komme ich mit einigen, vielleicht sehr naiven, Fragen. Zunächst einmal eine Frage an Herrn Dachsel. Sie haben – wenn ich das richtig verstanden habe – so etwas gesagt wie: Die deutliche Kennung als Christ war hilfreich, man hatte seine Grenzen abgesteckt, und dann waren die Probleme, die andere haben mochten, die noch als zu „Missionierende“ angesehen wurden, damit vom Tisch. Gab es in ihrem Leben als Christ konkrete Konfliktlinien zwischen Dingen, die Sie taten oder nicht taten, wie wir das hier gehört haben, und den Anforderungen, die Partei, Staat und gesellschaftliche Organisationen an Sie stellten (Wahlverweigerung, Kinder nicht bei den Pionieren usw)? Wie haben Sie es aus Ihrer Sicht beurteilt, wenn insbesondere in den letzten Jahrzehnten der DDR Auseinandersetzungen, die von kirchlichen Gruppen getragen wurden oder von Gruppen, die sich in den Kirchen häuslich niedergelassen hatten – sage ich mal etwas salopp – intensiviert wurden? Welches ist Ihr Urteil darüber?

Zweite Frage an Frau Müller. Sie haben geschildert, daß Sie als Mutter von vier Kindern und mit Beruf – und das ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nicht wenig, was man da zu tun hat – gelebt haben. Sie haben gleichwohl intensiv an Tätigkeiten von kirchlichen, aus der Kirche entstandenen Gruppen teilgenommen in der Friedensdekade usw. Tun Sie das jetzt auch noch? Oder was ist in Ihrer Gemeinde von diesen Aktivitäten übriggeblieben?

In diesem Zusammenhang an Herrn Krötke eine Frage, die an eine, die hier schon gestellt worden ist, anschließt: Mir scheint es so, daß das Gemeindeleben ängstlicher geworden ist als vor 1989. Sehe ich das ganz falsch? Wenn nein, wie ist das möglich? Ich meine das Heraustreten in die Öffentlichkeit, das Hineinwirken auch in die Gesellschaft, Probleme aufgreifen, Menschen und Kräfte auch anzugehen, von denen man gesellschaftlich mehr Gerechtigkeit will.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Sind Sie einverstanden, verehrte Damen und Herren Abgeordnete und Sachverständige, wenn ich die Liste der Fragenden schließe? Ich habe noch Frau Barbe, Frau Wisniewski, Herrn Gutzeit, Frau Michalk, Herrn Wilke, Herrn Hansen, Herrn

Hilsberg notiert. Sie merken daran, wir haben jetzt noch 20 Minuten Zeit, einschließlich Antworten. Und wir haben jetzt nach dem, was ich mitgeschrieben habe, ungefähr schon 22 Fragen. Frau Barbe.

**Abg. Frau Barbe (SPD):** Ich danke erst mal allen Zeitzeugen, die hier wirklich auch Beispiele der gestärkten Demut – ich benutze ein Zitat von Herrn Krötke – offengelegt haben. Aber Herr Krötke, ich sage dazu: Ach, wenn es doch immer so lustig gewesen wäre, so wie Sie es gebracht haben. Aber es war trotzdem wohltuend, Ihren Vortrag zu hören und auch entlastend. Vielleicht wird es Sie in diesem Zusammenhang interessieren, daß in meiner Kirchengemeinde eine junge Vikarin war, Heike mit Namen, die unseren Frauenkreis sehr unterstützt hat, als wir Unterstützung brauchten. Da hatten wir nämlich große Auseinandersetzungen mit der Kirchenhierarchie. In dem Zusammenhang sage ich nur: Wenn es doch nur mehr Heikes gegeben hätte, die uns in unserem Kampf mit Kirchenhierarchie und Kirchenleitung als Laien unterstützt hätten, als es darum ging, unsere Forderung im Zusammenhang mit dem konziliaren Prozeß durchzusetzen. Ich freue mich, daß unsere Vikarin und heute Ihre Frau, Herr Krötke, hier mit dabei ist.

Dann danke ich ganz herzlich Frau Annemarie Müller. Was sie zur Rolle der Frau gesagt hat, finde ich ganz wichtig, und ich bitte die kirchenleitenden Mitglieder auf dem Podium, einmal etwas dazu zu sagen. Es kann nicht sein, daß wir immer als diejenigen, die zum Kaffeekochen abgestellt waren in der Kirche, auch weiterhin diese Rolle beibehalten. Sondern ich denke, wir Frauen in der DDR waren gerade in dieser Zeit des konziliaren Prozesses mitbestimmend, als es darum ging, die kritischen Fragen zu stellen und sie auch öffentlich zu stellen.

Dann hat Frau Müller noch auf etwas sehr Wesentliches hingewiesen, auf den konziliaren Prozeß, die Ökumenische Versammlung und den Olof-Palme-Friedensmarsch. Ich erinnere mich, daß es auch eine Kartenaktion gab. Wir schrieben alle nach Dresden zur Ökumenischen Versammlung. Für uns war es ein unheimlicher Aufschwung an Selbstbewußtsein, als wir hörten, daß sich dort 10.000 Menschen beteiligt hatten. Solche Beispiele wären in dem Zusammenhang auch ganz interessant.

Es gibt noch einen Punkt, den ich gerne ansprechen würde, er wurde bereits von mehreren Laien hier angesprochen: der Druck, der auf den Kindern lastete. Ich kann mich erinnern als eine, die keine Jugendweihe hatte. Ich wurde regelmäßig zum Heimleiter bestellt und mußte mich dafür rechtfertigen, daß ich keine Jugendweihe hatte. Da er mir theologische Fragen stellte und ich nicht antworten konnte, habe ich mir vorgenommen: Jetzt lernst du so lange, bis du ihm wirklich auch einmal überzeugende Gegenargumente bringen kannst. Ich denke, das ist auch eine Sache, die viele junge Menschen überfordert hat, daß sie unter solchen großen Druck geraten sind und sich rechtfertigen mußten für ihre eigene Überzeugung und ihre eigene Meinung.

Das hat sicherlich die Demut gestärkt. Aber sie hat uns auch vielfach überfordert.

Der letzte Punkt. Ich wünsche mir die Beantwortung der Frage: Hätten Sie sich nicht auch mehr Unterstützung von der Kirchenleitung gewünscht?

**Abg. Frau Prof. Dr. Wisniewski (CDU/CSU):** Ich möchte die Frage noch einmal aufgreifen, die Herr Mitter schon gestellt hat. Wie wurden die intellektuellen Bedürfnisse durch die Kirchen befriedigt? Gab es geistige Unterstützung in schwierigen Dingen?

Frau Müller, Sie haben zu Recht darauf verwiesen, daß es diese fatale Eigenheit gab und gibt, Begriffe umzudrehen. Sie haben auf den Begriff „Bürgertum“ verwiesen. Vielleicht könnten Sie es ein bißchen genauer darstellen. Wurde eine solche Veränderung eines Begriffes eigentlich in der Kirche diskutiert? Gab es Kreise, in denen das geschah? Oder wie ging das vor sich?

Zu Herrn Hanke. Sie haben für meine Begriffe sehr schön dargestellt, wie die innerkirchliche Bildungsarbeit vor sich ging. Aber auch das wüßte ich gerne ein bißchen genauer. Herr Faulenbach hat nach dem Wort „den Sozialismus beim Wort nehmen“ gefragt. Die Gegenfrage jetzt: Wie ist denn das geschehen? Welche Kernpunkte des Marxismus-Leninismus wurden denn eigentlich herausgestellt? Das ist ja ein riesiges Gebiet. Auf welche Aspekte legte man besonderen Wert?

Herr Schmahl, Sie würde ich gerne fragen: Habe ich Sie recht verstanden, wurde bürgerliche Ideologie gleichgesetzt mit christlichem Glauben? Wenn Sie dazu noch etwas sagen könnten. Danke schön.

**Sv. Martin Gutzeit:** Zuerst möchte ich an eine Wendung von Herrn Krötke anknüpfen. Sie redeten von „weltlicher Klugheit der Unterdrückten“ und bezeichneten damit eine Verhaltensweise von Leuten der Nische. Wenn Sie das jetzt rückblickend aus dem Blickpunkt der Verantwortung eines Christen betrachten, wie schätzen Sie das ein? Ist da vielleicht ein bißchen viel Zurückhaltung oder Feigheit dagewesen, die selbst in der Beschreibung solcher, als eine Begrifflichkeit, mit der dieses beschrieben wurde, irgendwie mit drin steckt? Und ich frage zugleich, inwiefern hat sich christliche Theologie aber auch Verkündigung, jetzt rückblickend aus Ihrer Sicht, ausreichend diesem Problem und dieser Verantwortung gestellt und mitgeholfen, die Leute aus den Nischen heraus auf ihre Verantwortung in der Welt hinzuweisen, womit natürlich verbunden ist, eben jene totalitäre Anmaßung des SED-Regimes auf die gesellschaftliche Wirklichkeit hin zu beschreiben? Das ist für mich eine Frage: Inwiefern die Theologie wie auch die Verkündigung dem Problem dieses SED-Staates gerecht geworden ist, auch mit seinen ideologischen Anmaßungen.

Zugleich an Herrn Küttler. Sie sagten, daß die lutherische Theologie mit

der Zwei-Reiche-Lehre sich eigentlich nichts vorzuwerfen hat. Ich frage jetzt noch einmal zurück: Wenn Sie sich das Ergebnis, insbesondere den Zustand der Kirche in der DDR, der evangelischen insbesondere, anschauen, meinen Sie, daß die lutherische Theologie – ich meine jetzt in der Praxis der Verkündigung – dem tatsächlich gerecht geworden ist? Muß man sich jetzt nicht nachträglich doch etwas stärker selbstkritisch befragen?

Frau Müller sprach von Problemen mit einem Pfarrer in einer konkreten Konfliktsituation. Sind Ihnen weitere Konflikte bekannt, insbesondere von gewissen Gruppen und Engagement in der Friedensbewegung der achtziger Jahre? Ist das typisch oder nicht? Wie sieht das aus mit Aktivitäten unten an der Basis und mit höheren hierarchischen Ebenen?

Insgesamt die Frage an die Laien: Welche Erwartungen haben Sie eigentlich an die Pfarrer, an die Kirchenleitungen gehabt, die Ihres Erachtens nicht erfüllt wurden? Und anders herum an die Pfarrer die Frage: Meinen Sie, daß Sie unter Umständen in Ihren Bemühungen, den christlichen Glauben zu verkünden, die Gemeinden im Glauben zu halten, teilweise von den Gemeinden allein gelassen worden sind? Mir geht es darum, von diesen Schwierigkeiten und Spannungen, die es meines Erachtens wohl gab, noch konkreter zu hören. Vielen Dank.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Frau Michalk, Herr Wilke, Herr Hansen, Herr Hilsberg. Sie stellen den Gesprächsleiter jetzt vor eine unlösbare Aufgabe. Ich schlage vor, daß Sie sich hier vorne auf dem Podium, wenn es Ihnen recht ist, auf ein paar Schwerpunkte konzentrieren. Meine Bitte: Können wir ein bißchen straffen, sonst weiß ich nicht, wie wir zurande kommen.

**Abg. Michalk (CDU/CSU):** Vielen Dank. Ich will mich kurz fassen und bei einer Frage nachhaken, die eigentlich schon angesprochen worden ist, und zwar zum Thema Jugendweihe. Es ist vorhin festgestellt worden, daß man aus den Zeugenaussagen annehmen könnte, daß es nur Verweigerung gab. Andererseits kam die Feststellung, daß die Mehrheit der Christen ihre Kinder zur Jugendweihe geschickt hat. Ich persönlich habe eine unterschiedliche Handhabung mit diesem Phänomen Jugendweihe innerhalb der Regionen festgestellt. Wir hatten keine Länder, noch keine, kann man dann wieder sagen. Und deshalb hätte ich gerne von Herrn Hanke und Herrn Krötke gewußt, wie Sie das mit der Handhabung der Jugendweihe innerhalb der Region sehen. Ob es da innerhalb der Kirche Unterschiede gab und vor allen Dingen auch zwischen der katholischen und evangelischen Kirche, weil ich der Meinung bin, daß es in der katholischen Kirche restriktiver gehandhabt wurde.

Die zweite Frage geht an Herrn Milde. Sie sprachen die Bildung von Partnerschaften an. Ich will mich kurz fassen, weil das morgen Nachmittag noch einmal ein Thema sein wird. Ihr kurzes Einwerfen, daß 2000 junge Leute nach Köln, Fulda usw. gefahren sind, veranlaßt mich doch zu der Frage: Wie

erfolgte denn die Auswahl? Können Sie etwas dazu sagen, wie die Kriterien waren? Wer durfte fahren? Hatten diese jungen Menschen, wenn sie dann gefahren sind, Konsequenzen vor Ort zu tragen? Wie haben Sie es selbst erlebt?

**Sv. Prof. Dr. Manfred Wilke:** Ich komme aus Hessen, bin also Westdeutscher, und möchte noch einmal etwas zu der eingangs erwähnten Nische sagen. Die Nische war kein analytischer Begriff, um DDR-Wirklichkeit zu beschreiben, sondern war ein Beruhigungsmittel für einen großen Teil der westdeutschen Publizistik, der Wissenschaft und der politischen Klasse, damit man bei der DDR-Diktatur nicht so genau hinsehen mußte. Das muß man einfach einmal festhalten! Dieser Begriff der Nische als analytischer Begriff, das ist einfach albern.

Nun zu der Frage von Ihnen, Herr Küttler, die mich angerührt hat, weil es die ist, die mich auch umtreibt. Wieso ist das in den letzten Jahrzehnten so wenig geworden mit dem Denken daran, daß diese deutsche Frage noch offen war, die Vereinigung noch anstand und auf deutschem Boden eine zweite Diktatur nach Hitler existierte? Ich würde gerne von Ihnen noch einmal hören, wie Sie das erfahren haben, wie dieses Wegsehen von diesem ungelösten nationalen Problem passiert ist.

**Abg. Hansen (F.D.P.):** Ich bin auch aus Sachsen, allerdings nicht aus Obersachsen, sondern bloß aus Niedersachsen. Zwei Fragen an die Laien.

Erste Frage: Ich greife ebenfalls das Wort von der Nische auf, aber noch spezieller. Herr Krötke hat davon gesprochen, daß es durch Schmeicheleien der Herrschenden Möglichkeiten gegeben habe, sich eine Nische zu erhalten, vielleicht auch zu schaffen und dann zu erhalten. Deswegen meine Frage an die Laien: Wie sehen Sie dieses, Schmeicheleien der Herrschenden einerseits und andererseits den Anspruch, in der Wahrheit zu leben? Gerade das beeindruckende Beispiel dessen, was Herr Schmahl geschildert hat, müßte diese Spannung deutlich machen.

Zweite Frage an die Laien: Welche Rolle hat eigentlich für Sie in den unterschiedlichen Phasen der Zusammenhalt über die Grenzen hinweg zwischen den Patenschaften der Gemeinden oder – noch deutlicher gesagt – ein gesamtdeutsches Bewußtsein in Ihren Begegnungen gespielt? Das hat weniger mit „Oh Gott“ zu tun – wie ein Zwischenruf unterstellt –, sondern vermutlich eher mit dem, was auch unsere Themenstellung in der Enquete-Kommission ist.

**Abg. Hilsberg (SPD):** Ich finde, Fragen sind jetzt genug gestellt, und deshalb bin ich mehr auf die Antworten gespannt und verzichte auf meine Frage.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Frau Müller, darf ich Sie bitten zu beginnen und auf die an Sie gestellten Fragen zu antworten.

**Annemarie Müller:** Vielen Dank. Ich möchte anfangen mit dem Gedanken der Fröhlichkeit des Christen, der Angst, der Hoffnung und dazu etwas aus meiner Sicht sagen. Ich glaube, daß wir große Angst hatten. Wenn ich jetzt im Nachhinein in meine Stasi-Akte sehe, dann müßte ich eigentlich noch viel mehr Angst gehabt haben. Ich bin froh, daß ich vieles nicht gewußt habe. Ich denke, die Öffnung 1989 hat auch bewirkt, daß manches nicht wahr geworden ist, was gefährlich für uns gewesen wäre. Woher unsere Hoffnung rührt? Ich habe verschiedene Erfahrungen gemacht. Ich kann jetzt nur von mir reden. Ich habe die Erfahrung einer Solidarität gemacht. Einer Solidarität, die es in der Ökumenischen Versammlung zum Beispiel nicht nur zwischen Gleichgesinnten gab, sondern auch in den verschiedenen Ebenen, in denen wir zusammen waren. Ob das Kirchenleitende, Gemeindepfarrer, mittlere oder Basisebene war, und eine Solidarität, die ökumenisch war, das heißt zwischen den verschiedenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die es in diesem Land gab. Das Engagement, die 10.000 Zuschriften, von denen vorhin geredet wurde, hingen damit zusammen, daß wir wirklich bewegt waren, das waren unsere Probleme. Deswegen haben wir eine Solidarität gespürt, die nicht nur in einer oberen Ebene angesiedelt war, zum Beispiel in der Ökumenischen Versammlung, sondern die zurückgegeben wurde in die Gemeinden zu den Christen in der DDR. Dieses Erlebnis ist nicht mehr wiederzugeben, ist auch nicht nachholbar oder wiederholbar, aber das hat mich geprägt. Ich bin vorhin nach den Gruppen gefragt worden. Auch in den Gruppen haben wir diese Solidarität gespürt, obwohl wenn sie, wie wir jetzt feststellen, unterwandert waren von anderen Leuten. Aber sie haben es nicht geschafft, uns zu zerstören. Wir haben auch ein gewisses Inseldasein gehabt. Ich schätze das heute so ein, daß wir Möglichkeiten hatten, Freiräume, auch geistige Freiräume.

Ich wurde gefragt, wie wir mit Begriffen umgegangen sind. Wir haben versucht, in diesen Gruppen Literatur, die für uns verboten war, irgendwoher zu beschaffen und dann zu besprechen. Auch das schweißt einen zusammen, gibt einem Stärke und Kraft, und die habe ich gespürt. Zur Frage, wo diese Gruppen heute sind, muß ich sagen, daß sie spätestens 1990 anfangen auseinanderzubröckeln, weil, wie Sie das vielleicht selber erlebt haben, viele entweder politisches Engagement übernommen haben, eine Sache, die wir vielleicht früher wollten, aber nicht konnten, oder die wir uns nicht zugetraut haben und jetzt plötzlich zutrauten. Viele haben heute auch wirklich Existenzängste und müssen einfach ums Überleben kämpfen. Es gibt Leute, die sagen: Wir sind eigentlich noch genauso interessiert an den Themen, aber wir haben keine Kraft und keine Zeit mehr. Das spiegelt sich heute auch in den Gemeinden wider. Die Gemeinden sind sicher sehr viel leerer geworden, inhaltlich leerer. Ich habe Hoffnung, daß sich das wieder bessert. Ich kann nur von mir – unserer Friedensgruppe – sagen, wir haben beschlossen, daß wir uns als Frauen wieder treffen wollen, um den Austausch wieder zu pflegen

und uns wieder ein Stück Kraft zu geben. Aber als aktive Friedensgruppe, die Aktionen macht, sicher nicht. (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Jetzt Herr Dachsel. Sie hatten die Frage nach den Gruppen in der Kirche. Wenn Sie dazu etwas sagen. Dann Herr Milde.

**Stefan Dachsel:** Einmal möchte ich das, was hier schon gesagt wurde, mit der Solidarität in den Gruppen bestätigen, weil vorhin speziell die Frage gestellt wurde nach der Kenntlichmachung als Christ. Meine Erfahrungen sticht die Erfahrungen anderer überhaupt nicht aus. Es sind ganz verschiedene Erfahrungen nebeneinander, und ich kann nur immer wieder sagen: Wer sich damals ganz offen, aber auch knallhart gezeigt hat, hatte Chancen, anerkannt zu werden, wenn er ganz bestimmte Sachen nicht wollte. Wenn er zum Beispiel nicht in den Lehrerberuf wollte oder wenn er keine juristische Laufbahn wollte. Jedenfalls konnte man damit meistens gut leben, wenn man sich beschränkte und gleichzeitig sich bekannte. Das ist meine Erfahrung an dieser Stelle. Wir haben diesen Begriff der Angst vor der Angst. Die Leute haben Angst davor, Angst zu haben, also sich in eine Situation zu begeben, wo man Angst haben muß. Gleichzeitig noch etwas dazu, was die Gruppen anlangt. Einer meiner Hauskreise, mit dem wir uns damals schon etwa neun Jahre trafeten, kam in Konflikt mit dem „VEB Horch und Guck“, wie das damals so schön hieß bei uns. Es wurde einer dort in die Mangel genommen und dann wurde rundgerufen. Es wurde gesagt, der ist zum Verhör, und sicher kommen noch andere dran. Und es kamen dann diese üblichen Karten „zwecks Klärung eines Sachverhalts“, wie das damals hieß. Man wurde also hinbestellt. Da konnte man nun Verschiedenes machen und es ist Verschiedenes passiert. Entweder die Leute haben sich untereinander informiert oder nicht und haben sich das nicht erzählt. Wir haben damals, das war eine gute Erfahrung, uns angerufen. Wir haben zum Beispiel Horst Berger, das ist ein Pfarrer in Berlin, angerufen und das mit ihm einen Abend richtig trainiert, wie das abläuft, wenn da zwei sind, einer freundlich, einer unfreundlich, einer geht hin und wieder raus. Wenn er wieder reinkommt, weiß er plötzlich, was ich vor einer Stunde gesagt habe. So ein Training haben wir da in der Gruppe gemacht, und das hat allen geholfen. Dadurch sind die Probleme nicht weg gewesen und die Angst ist nicht weg gewesen, natürlich hat es die Angst gegeben. Insofern war die Kenntlichmachung wirklich ein wichtiges Mittel für die Leute, die das konnten, und damit konnten sie besser leben.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank, Herr Dachsel. Herr Milde, Sie hatten eine konkrete Frage nach den Auswahlkriterien gestellt bekommen, und Sie hatten sich vorher spontan zu einer Frage von Herrn Meckel gemeldet. Bitte.

**Klaus Milde:** Zur Frage von Herrn Meckel und auch von Frau Michalk: Es wurde die Ansicht von Ihnen vertreten, daß wir Laien hier oben im Podium

so ziemlich von einer Richtung kommen, also ein Fundament haben. Es hätte auch andere gegeben, die ihre Kinder zur Jugendweihe geschickt haben, zu den Pionieren, in die FDJ gegangen sind. Ich will hier nur erwähnen, daß es Schwierigkeiten für uns hier in Sachsen in den sechziger Jahren gab. Wir hatten einmal ein Erziehungsseminar in der Stadt Dresden und später in Leipzig, da sollten in der letzten Woche nur Fragen an die Referenten gestellt werden. Das schien beinahe auseinanderzubrechen, weil man die Christen einstuft. Das sind die Guten, die schicken ihre Kinder nirgendwohin, und bei den anderen ist es nicht so schlimm, die schicken sie bloß in die Pioniere, und die lassen sie sogar die Jugendweihe mitmachen und die sind sogar in der FDJ. Wir haben nach dem ersten Abend zusammengessen und haben gefragt: Wo müssen wir denn jetzt das Gewicht ansetzen? Denn es wäre ein Jammer gewesen, wenn es dem Staat gelungen wäre, hier unsere Gemeinden auseinanderbrechen zu lassen. Wir haben alle unsere Kraft dazu verwendet die ganzen acht Tage bei den Podiengesprächen, daß wir klar machten, daß wir uns gegenseitig nicht Knüppel zwischen die Beine werfen wollen. Wer will letztlich hier entscheiden, wer ein guter Christ oder wer der richtige Christ ist? Es hat uns in den sechziger Jahren viel Schwierigkeiten gemacht, aber ich glaube, wir haben es noch rechtzeitig auffangen können.

Die Frage: Wer durfte fahren bei diesen Katholikentagen? Das ist ganz einfach zu beantworten. Ob es die richtige Lösung war, weiß ich nicht. Es kamen bei den ersten, als noch 1.250 fahren durften, auf jede Gemeinde ungefähr vier Mädchen und vier Jungen. Da sind wir der Sache gar nicht nachgegangen. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß da hinterher irgendjemand Schwierigkeiten dadurch gehabt hat. Das war ja auch noch vor der Mauer.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank. Bruder Schmahl, Sie hatten besonders die Frage von Frau Wisniewski nach der Gleichsetzung bürgerliche Ideologie – christlicher Glaube vorgelegt bekommen, weil Sie das selber gesagt haben. Und die Frage von Herrn Jork nach der Hilfe aus der Bundesrepublik Deutschland, als es um die Frage der Anpassung und des Aushaltens ging.

**Alfred Schmahl:** Aus der Geschichte der Arbeiterklasse ist eindeutig, daß auch vom Marxismus her, von seiner Theorie und von seiner angeblichen Wissenschaft, für Glauben kein Platz ist. Die Erfahrung in der Vergangenheit ist auch die gewesen, daß die Kirche sich im wesentlichen mit dem Bürgertum verbunden hatte und weniger mit der Arbeiterschaft. Von daher ist von den Funktionären ganz eindeutig die Trennung gesehen worden: Kirche ist eine Sache des Bürgertums, und wir als Arbeiterschaft haben mit diesem unwissenschaftlichen Kram nichts zu tun. Das steckt – jetzt mit meinen Worten gesagt – irgendwie dahinter.

Ich wollte vorhin schon einmal sagen, es ist die ganze Zeit von den Kirchen in der DDR geredet worden. Ich würde denken, es hat einen

wesentlichen Unterschied gegeben zwischen den einzelnen Landeskirchen. Ich beispielsweise habe mich von unseren sächsischen Kirchenleitung immerzu vertreten gefühlt. Ich hätte das über viele Jahre als Christ in Thüringen nicht sagen können. Herr Dibelius hat einmal gesagt: „Ein einzelner Christ ist ein ganzer Unsinn.“ Wir haben die Erfahrung gemacht, ein einzelner Christ in der DDR kann nicht bestehen, wenn er nicht eine Gruppe hat. In der Gruppe, in der er Zurüstung und Ermutigung erfährt und in der er einen Rückhalt hat, auch durch das Gebet der Gruppe Wagnisse des Glaubens – das klingt jetzt sehr hochtrabend, aber in der Wirklichkeit ist es so – einzugehen. Dies ist das, was wir erfahren haben. Wir haben auch Strukturen gehabt in unserer sächsischen Landeskirche, die uns als Laien ermöglicht haben, konstruktiv in der Kirche, im Kirchenkreis und darüber hinaus mitzuarbeiten. Ich bin hoffentlich nicht falsch verstanden worden: Ich habe nicht gemeint, daß die Pfarrer sich irgendwie angepaßt hätten. Dies will ich auf gar keinen Fall sagen. Ich bin nur der Meinung, sie haben es leichter gehabt, weil sie nur ab und an konfrontiert worden sind mit diesen SED-Leuten. In Sachsen galt die Regel: Mit denen wird überhaupt nicht gesprochen von Seiten der Pfarrerschaft, nur mit den Vertretern des Staates. Während wir in den Betrieben diesen Leuten eben Tag für Tag ausgeliefert waren.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank. Herr Furian antwortet jetzt zu Fragen der Partnerbeziehungen, obwohl wir in Bonn hierzu schon eine Anhörung hatten und morgen auch noch einmal ein solches Themenfeld haben. Sie sollten als Kirchenleitungsmitglied und Superintendent von Zossen dazu etwas sagen und auch etwas zur Verlassenheit der Kirche und der Unterstützung durch die Kirchen aus der Bundesrepublik.

**Propst Dr. Hans-Otto Furian:** Meines Wissens sind die Partnerbeziehungen – in Berlin-Brandenburg – durch den damaligen Präses Scharf, der auch Propst unserer Kirche, später Bischof von Berlin-Brandenburg war, aufgebaut worden, und zwar nach 1955. Das ging ganz einfach. Die Kirchenkreise mit den Anfangsbuchstaben von A-O bekamen das Rheinland, die Kirchenkreise von P-Z, daher Zossen, Baden. Und die Berliner, die hatten es natürlich immer besser als alle anderen Leute, die hatten erst einmal jeden Westberliner Kirchenkreis als Partner und außerdem noch die Westfalen dazu. So ist das in Berlin-Brandenburg entstanden. Natürlich wurden die Partnerbeziehungen ganz unterschiedlich wahrgenommen. Das lag oft auch an den Konventen und an den Kreiskirchenräten. Im Kirchenkreis Zossen war es so, daß wir 1972 das Band wieder aufnehmen konnten. Das war zwei Jahre abgerissen. Die ersten Begegnungen konnten nicht in Zossen stattfinden, es gab gar keine Aufenthaltsgenehmigungen. Sie fanden in Berlin statt, im Gemeindehaus der Georgen-Parochial-Gemeinde. Da war ich mir mit dem damaligen Dekan von Lörrach einig: Die Pakete, alles schön und gut, aber das Entscheidende ist die gemeinsame Arbeit, die hält uns zusammen. So haben wir gemeinsame

Themen für die Kreissynoden, die Bezirkssynoden, Pfarrkonvente, Kreiskirchenräte und nachher auch die Kreisjugendkonvente erarbeitet. Das waren Jahresthemen, über die wurde nachher der Austausch geführt. Das war für uns ganz entscheidend, weil wir dadurch der gewissen Provinzialität entrissen wurden. Ich will das an einem Beispiel sagen: Die Bezirkssynode Lörrach hatte Partnerbeziehungen nach Kamerun und nach Indonesien, und daran haben wir partizipiert, zunächst indirekt, später auch durch Besucher aus Indonesien selbst. Das war das Hineingehen in einen weiten Horizont.

Damit kann ich die Frage der Verlassenheit gleich aufnehmen. Zuerst mußte man versuchen, sie in der Gemeinde aufzuheben, die vor Ort war. Aber die Partnerbeziehungen ließen uns natürlich teilhaben und vermittelten auch das Bewußtsein, wir sind Teil einer weltweiten Christenheit und sind nicht abgeschrieben. Das gab den Christen, die an diesen Beziehungen teilhatten, ein ausgesprochen stärkendes Bewußtsein. Diese Geschichte der Partnerbeziehung ist noch nicht geschrieben worden, aber das müßte einmal geschehen. Sicher ist da auch etwas für den Zusammenhalt der Menschen in Deutschland getan worden. Dafür gibt es genug Zeugen. Ich habe damals vor dem Konvent 1972 den Lörrachern, die in Berlin waren, und den Zossenern gesagt: Es ist uns klar, daß wir hier etwas praktizieren, was genau der Abgrenzungstheorie des Staates entgegengesetzt ist, und wir wollen das auch. Wir wollen uns als Christen, aber eben auch als Deutsche, hier treffen und zusammensein. Das wurde von den ungefähr 50 Anwesenden einhellig bejaht. Ich bin sicher nicht der einzige, der das so praktiziert hat. Gewiß, der Rat des Kreises hat mir durch seinen Vertreter gesagt, die Partnerbeziehungen entsprächen nicht der Verfassungswirklichkeit. „Das dürfen Sie nicht machen.“ Da habe ich gesagt, es handelte sich um einen ehemaligen Oberst der Volksarmee: „Sie sind doch Offizier. Ich würde nur Befehle geben, von denen ich weiß, sie sind durchzusetzen. Sie können sie gar nicht durchsetzen. Wir treffen uns doch.“ (Gelächter) Das wurde akzeptiert, und damit war der Fall erledigt.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Sie hatten sich jetzt noch darauf vorbereitet, eine kurze Antwort zu geben als kirchenleitendes Mitglied auf die Frage von Frau Barbe nach den Frauen.

**Propst Dr. Hans-Otto Furian:** Ja, Schwester Barbe, wir sind 21 Kirchenleitungsmitglieder und davon sind neun Damen, die eigentlich lebhafter sind als die Herren. (Gelächter) Zweitens haben wir eine Generalsuperintendentin dabei.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Herr Hanke, wenn Sie auf die Frage von Frau Wisniewski nach der innerkirchlichen Bildungsarbeit besonders reagieren.

**Generalvikar Prälat Georg Hanke:** Ich glaube, man muß sich vorstellen, daß die Bildungsarbeit im kirchlichen Raum für viele die einzige Möglichkeit war, überhaupt etwas anderes kennenzulernen als das, was als Marxismus-

Leninismus verkauft wurde. Es fehlten dazu alle Bildungsvoraussetzungen, wenn man sie nicht von früher mitbrachte. Aber die Generation, die herangewachsen ist, wußte nichts von anderen Philosophien. Daß wir erst etwas erfuhren von abendländischer Philosophie oder von Existenzialismus und ähnlichem, das konnte man nur in der Kirche. Man mußte die Möglichkeiten nutzen, aber man hatte nur die Möglichkeiten des innerkirchlichen Raumes. Da gab es zum Beispiel große Predigtreihen der Jesuiten, die zu bestimmten Themen ausführlich als Predigt vorlagen. Im Grunde waren es große Referate, waren Vorlesungen. Oder wir gingen zum Pfarrer und borgten uns Westbücher. Westbücher waren etwas ganz wichtiges. Sie sind auf irgendwelchen Wegen hereingekommen. Die borgte man sich gegenseitig aus. Dann gab es Diskussionen in verschiedenen Gruppenstunden oder auch in Familienkreisen, in den Akademikerkreisen usw. Ich glaube, da konnte man natürlich nicht das tun, was eigentlich notwendig und gewünscht war, aber man hat sehr viel tun können. Viele haben das dankbar erfahren. Ich habe es selber so erlebt: Als ich dann Kaplan wurde, kamen die Jugendlichen und sagten: „Herr Kaplan, wir wollen einen Philosophiekreis machen.“ Das haben wir auch getan. Inhalt war zuerst: Überhaupt über philosophische Fragen zu sprechen. Was ist philosophieren? Was sind die philosophischen Antworten auf die Probleme der Welt? Gott, Mensch, alles? Das ist eigentlich eine Grundlegung gewesen. Dann natürlich die Kritik am Materialismus, letztlich auch eine Verteidigung der christlichen Philosophie gegen den Materialismus. Man muß sich vor Augen halten, daß es natürlich auf der einen Seite Grundsätze gab, die verkündet wurden, etwa in Hirtenbriefen unserer Bischöfe zu Fragen der Erziehung oder zur Wehrkunde. Auch zum gesellschaftlichem Engagement des Christen wurden solche Hirtenworte gesagt oder zur Jugendweihe. Wir haben – in der katholischen Kirche jedenfalls – nie gesagt: Du darfst nicht in die Pioniere gehen, du darfst nicht in die FDJ gehen. Das waren Gebiete, da haben die Eltern zu entscheiden gehabt. Wir haben wohl gesagt: Überlegt euch, wie ihr entscheidet! Ein besonderer Punkt, den Frau Michalk ansprach, war die Jugendweihe und die Handhabung, die Praxis in der katholischen Kirche. Die Bischöfe haben sich das überlegt und haben eine ziemlich strenge Haltung propagiert. Eine strenge Haltung aus der Erkenntnis, daß auch von Seiten des Staates ganz klar gesagt wurde, das Gelöbnis, das bei der Jugendweihe von dem jungen Menschen abgelegt wird, ist ein Gelöbnis zum Atheismus. Es ist nicht eins zum Staat, sondern zum Atheismus. Das ist nie zurückgenommen worden von staatlicher Seite, so daß es immer für uns stand: Es ist vom Staat so gemeint, daß die Jugendweihe nicht bloß gutes Staatsbürgertum oder ähnliches demonstrieren soll, sondern ein Gelöbnis zum Atheismus beinhaltet. Und von daher ist klar gesagt worden, das kann ein Christ so nicht mitmachen. Und nun kommt – und darauf wollte ich hinaus –, in all den Fragen ist es klar ausgesprochen worden: das ist der Grundsatz. Es ist aber oft anders gehandhabt worden, und es wäre gar nicht anders gegangen in der Praxis. Auch

hier mußte man wieder sagen: Die Eltern müssen entscheiden. Sie müssen die Konsequenzen bedenken. Auch hier ist uns klar bewußt gewesen, das, was der Pfarrer da sagt, kann er leichter sagen als ein Familienvater, der zu entscheiden hat über die Jugendweihe der Kinder. Letztlich ist es aber oft so gewesen, daß die Kinder selber entschieden haben und es in den Gemeinden junge Menschen gab, die gesagt haben: Wir machen das nicht mit und tragen das auch. Oft gegen den Willen der Eltern. Ich habe es zumindest auch immer so den Eltern gesagt: Sie müssen die Persönlichkeitsentwicklung Ihrer Kinder bedenken und müssen sie zugleich doch zu selbständigen Entscheidungen bringen. Und es ist dann durchaus nicht immer so gewesen, daß solche Leute, die ganz klar ihre christliche Haltung gelebt haben, ausgeschlossen wurden von der Oberschule und vom Studium. Das war wieder sehr unterschiedlich und lag an manchen anderen Dingen. Diese Unterscheidung muß man machen, und ich denke, daß man das auch versucht hat. Es gab keine Fehler oder so etwas, eigentlich nicht. Es gab wohl Besinnung. Wenn man an der Jugendweihe teilgenommen hat, hat man nicht einfach gesagt: Nun gut, dann kannst du morgen zur Kommunion gehen.

Noch eine kleine Bemerkung zum Schluß. Mir wird immer wieder bewußt, auch heute Abend, daß manchmal sehr unterschiedslos einfach von den Kirchen oder von der Kirche gesprochen wird, und ein bißchen muß man es manchmal auseinander halten, katholische Kirche, evangelische Kirche, auch in der Frage Volkskirche. Wir sind von der Zahl schon ganz anders und auch von der Struktur und von der Organisation her. Im Grundanliegen sicher gleich, aber manches hat sich einfach etwas anders gestaltet.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank, auch besonders noch für die letzte Bemerkung. Jetzt haben Bruder Küttler und Bruder Krötke die schwierige Aufgabe, die vielen Fragen, die an sie beide gerichtet sind, noch halbwegs zu bündeln. Bruder Küttler, wenn Sie vielleicht doch stärker reagieren auf die vielen Rückfragen zu den Stichwörtern „den Sozialismus beim Wort nehmen“ bzw. „haben wir die Möglichkeiten ausgeschöpft.“

**Superintendent Thomas Küttler:** Ein kurzes Wort zu der Frage nach der deutschen Frage möchte ich loswerden. Das gehört für mich zu den Fragen, die ich um der Prioritätensetzung willen, von der ich gesprochen habe, durchaus zurückstellen konnte, was die Einheit Deutschlands angeht. Ich bin erst rebellisch geworden, als umgekehrt für die Teilung gleichsam eine theologische Begründung gegeben wurde. Etwa 1985 in dem gemeinsamen Wort der EKD und des Bundes zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, wo – fast in Anlehnung an das Stuttgarter Schuldbekenntnis – gesagt wurde: Wir beklagen – ich karikiere etwas –, daß wir nicht eher die Teilung angenommen haben, und wir bitten die Menschen in den beiden deutschen Staaten, nicht

die Wiederherstellung von Zuständen zu erbitten, die nicht möglich sind. Da habe ich damals gesagt: Das ist auch nicht unser Auftrag.

Aber mehr will ich nun wirklich nicht dazu sagen, weil es, wie gesagt, für mich eine theologisch zweitrangige Frage ist, die nicht an die erste Stelle rücken darf.

Ich bin gefragt worden nach der Rolle der lutherischen Theologie. Zu Selbstgerechtigkeit besteht kein Anlaß. Ich habe auch nicht gesagt, daß diese Theologie sich nichts vorzuwerfen habe. Sondern ich habe gesagt: An ihr lag es im Blick auf gesellschaftspolitische Entscheidungen diesmal nicht. Nämlich im Unterschied zur ersten Hälfte des Jahrhunderts, wo die lutherische Theologie durch einen Obrigkeitsbegriff gelähmt war und deshalb große Mühe hatte, überhaupt die Herausforderungen zu begreifen, die nach 1918 und gar nach 1933 auf sie zukamen. Aber das war in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in dem Sinne nicht der Fall. Hier hat uns die lutherische Theologie mit ihrer Zwei-Reiche-Lehre sogar ein Werkzeug an die Hand gegeben, mit den beiden unterschiedlichen Mandaten umzugehen und mit der Trennung von Staat und Kirche.

Nun zu den Fragen, die mich noch mehr betroffen haben: „Den Sozialismus beim Wort nehmen“. Das müßten jetzt die erläutern, die das getan haben. Ich habe das erlebt, wenn die Forderung nach Gerechtigkeit ausgestaltet wurde und auch wirklich angewendet wurde. Wenn Rosa Luxemburg zitiert wurde, wenn sich junge Leute an einer Rosa-Luxemburg-Demonstration beteiligten, was ich nie gekonnt hätte, weil es nicht meine Sache gewesen wäre. Aber ich habe das bewundert und habe gesagt: Von dort kommt ein kritisches Potential. Und das hat sich dann in der Ökumenischen Versammlung gezeigt, wie sehr dieses „den Sozialismus beim Wort nehmen“ und andererseits die ständige Infragestellung der Legitimität dieses Staates zusammenfließen konnten. Wir haben z. B. in dem Text „Mehr Gerechtigkeit in der DDR“ einen Text formuliert, der für uns alle hilfreich war. Woran lag es, daß wir unsere Möglichkeiten nicht ausgeschöpft haben? Das ist zugleich eine Beantwortung der Frage nach der besonderen Rolle der Pfarrer oder gar der Kirchenleitungen.

Neben menschlicher Schwäche, die immer mit im Spiel ist, wenn man Möglichkeiten nicht ausschöpft, war es oft ein übertriebenes Verantwortungsbewußtsein für den Frieden. Wir haben immer sofort gesagt: Wohin führt denn das? Das kann doch nur den Zustand in Mitteleuropa so ins Rutschen bringen, daß nachher die Sache nicht mehr handhabbar ist. Das hat uns sehr gehandikapt. Und dann ein Gefühl der Solidarität untereinander. Wir wollten uns doch nicht gegeneinander ausspielen lassen. Wir haben oft in Sachsen Ärger gehabt über die Berliner, die Ebene des BEK und über das, was da lief. Aber dann haben wir wieder gesagt: Das wäre nur noch schrecklicher, wenn man uns gegeneinander ausspielen könnte, und wir uns dann als die etwas schärferen profilieren würden. Das waren solche Gründe. Ich will aber

noch tiefergehende nennen. Es war eben auch eine tiefsitzende Angst um unsere eigene Existenz, die wir auf diese Weise zu oft haben sichern wollen. Deshalb haben wir uns auf Konfliktvermeidungsstrategien zu sehr eingelassen, die der Staat uns immer wieder angeboten hatte. Dabei hatten wir große Möglichkeiten.

Ich will das an zwei Punkten deutlich machen. Zum einen: Dieser Staat war, wie kaum ein anderer, auf seine Fassade angewiesen, und wer diese Fassade ankratze, der konnte einiges bewegen. Ich will ein Beispiel nennen. Als ein junges Mädchen inhaftiert war in unserer Gemeinde, habe ich an den Bezirksstaatsanwalt in Karl-Marx-Stadt geschrieben und gesagt: „Wir wissen nicht weshalb“ – ich will das nicht ausführlich erzählen; sie war demonstrativ an die Grenze gefahren und dort verhaftet worden –, „aber wenn die Eltern bis Sonntag keinen Bescheid haben, werde ich die Gemeinde ausführlich darüber informieren.“ Ich bin noch in derselben Woche nach Karl-Marx-Stadt eingeladen worden zu dem Bezirksstaatsanwalt. Das Gespräch kam in Gang, und das Mädchen ist dann auch ohne Prozeß davongekommen. Es ist ein kleines Beispiel, wo mir das wieder deutlich geworden ist. Solche Möglichkeiten haben wir nicht genügend ausgeschöpft, dem Staat immer wieder zu sagen: „Wir müssen sonst an eine größere Öffentlichkeit gehen.“

Wir haben noch mehr Möglichkeiten gehabt und das sind die, die im Wesen der Kirche liegen. Mir hat der letzte Satz von Bruder Krötke so gut gefallen, daß die Existenz der Gemeinde, so geringfügig sie wohl gewesen sein mag, soviel doch letzten Endes hat bewirken können. Wir haben doch ganz andere Möglichkeiten gehabt. Ich würde sie – das möchte ich gerne noch sagen zu Ihnen, Herr Meckel – nicht auf die alternative Volkskirche und – wie Sie gesagt haben – emanzipatorische Freiwilligkeitskirche bringen. Das ist mir zu unklar. Wir haben uns bemüht in unserer Landeskirche – und das wird in allen Landeskirchen religionssoziologisch mit unterschiedlichen Ausgangslagen allerdings so gewesen sein – eine Gemeindekirche zu werden, wo auf der Gemeindeebene auch wirklich Entscheidungen mitgestaltet werden können. Wo wir durch das Zusammenwirken von Mitarbeitern und Laien etwas in Bewegung bringen können. Daraus nährt sich auch meine Hoffnung, trotz der grundlegend geänderten Verhältnisse, daß unsere Kirche weiterhin eine lebendige Kirche werden kann. Womit ich nicht herunterspielen will, was es in den letzten Jahrzehnten auch an Einbrüchen, an Rückgängen, an Schäden gegeben hat. Hier müssen wir anknüpfen. Wenn wir in dieser Weise von einem Gemeindebild ausgehen, haben wir auch in den neuen Verhältnissen gute Möglichkeiten, als Kirche zu existieren. (Beifall)

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Bruder Küttler, obwohl es wie ein Schlußwort von Ihnen klang, wäre ich Ihnen doch dankbar, wenn Sie noch einen Satz sagen könnten zum Lutherjubiläum und zu dem

Ineinandergreifen. Sie können sicher als Lutheraner darüber kompetenter Auskunft geben als wir Unierten.

**Superintendent Thomas Küttler:** Wir Sachsen sind in der üblen Lage, daß wir kaum eine richtige Lutherstätte hatten, als das Lutherjubiläum war, so daß sich der Schwerpunkt damals mehr im unierten Bereich abgespielt hat. (Gelächter) Allerdings war der Vorsitzende ein guter Lutheraner, nämlich der Landesbischof Leich. Das ist ganz klar. Und die Wartburg ist schließlich auch die Stadt, wo der Oberkirchenrat in Thüringen seinen Sitz hat. Das Lutherjubiläum war sicher mit ein wichtiger Qualitätssprung, weil Kirche in der Öffentlichkeit stärker Berücksichtigung finden mußte. Ähnlich wie dann später mit dem Olof-Palme-Marsch, daß wir uns dadurch stärker einbringen konnten. Aber sonst war dieses Lutherjubiläum von begrenzter Ausstrahlungskraft für das Verhältnis Staat – Kirche gegenüber anderen Entwicklungen, die nach 1985 einsetzten.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Vielen Dank. Bruder Krötke. Sie haben heute angefangen und haben jetzt so etwas wie das Schlußwort. Ich bin gespannt, wie es Ihnen gelingt, die vielen Fragen auf den Punkt zu bringen.

**Prof. Dr. Wolf Krötke:** Das kann mir gar nicht gelingen. Ich wollte bloß zunächst sagen: Ich hänge nicht an dem Begriff der Nischengesellschaft. Das Phänomen, auf das er hinweist, ist aber unbestreitbar. Daß es also in der Existenz von uns Bürgerinnen und Bürgern der DDR so etwas wie ein Durchsacken in den Urlaub, von der Diktatur ins Privatleben immer wieder gegeben hat, und da ein Aufblühen und so etwas vorhanden war, mit all den Möglichkeiten, die ich angedeutet habe.

Wenn wir mal von oben anfangen. Zu dieser Frage Volkskirche und emanzipatorische Entscheidungskirche wird man sagen müssen: Von der Theologie her, die in der Kirche getrieben wurde, ging die Richtung ganz deutlich darauf, so etwas wie eine bekennende Kirche aus dieser Kirche zu machen in dem Bereich, den ich kenne. Und das war verbunden mit der Einheit von Glauben und Verantwortung für die Gesellschaft, in der wir leben. Das Problem war, daß die Pastorinnen und Pastoren, die so ausgebildet und in dieser Geistigkeit auch beheimatet waren, nicht zuletzt aus der Bundesrepublik kamen. Sie wurden in die Struktur einer Kirche eingestuft, die als solche ein Schwergewicht hat, was die religiöse Betreuung der Gemeinde anlangt. Ich erinnere an den großen Aufwand, den diese Arbeit erforderte. Der hat vieles von dem, was man wollte, ersticken lassen. Es hat – und das muß man nun auch sagen – sehr viele resignierte Pastorinnen und Pastoren gegeben, die in riesigen Gebieten mit dem Trabi unterwegs waren und Gottesdienste mit drei, vier Leuten gehalten haben. Es gab und gibt auch noch heute die klappernde Volkskirche ohne Volk. Auf der anderen Seite muß ich nun positiv dazu sagen: Hätten wir dieses Gerüst nicht gehabt und daran festgehalten, hätten wir die

gesellschaftliche Bedeutung, die wir dann gewonnen haben bis hin in den Herbst 1989, auch nicht gewinnen können. Denn alle die Logistik, die da zur Verfügung gestellt war, die flächendeckende Verbreitung über das ganze Land, war von der Zahl der Personen her, die sie ausmachte, eigentlich nicht mehr gerechtfertigt.

Was nun die Theologie betrifft: Wenn man nach Theologie in der DDR fragt, ist das absolut schwierig zu beantworten. Auf der einen Seite wird man sagen müssen: Die Theologie, wie sie an den halb illegalen kirchlichen Hochschulen und in Teilen der Sektionen Theologie an den staatlichen Universitäten getrieben wurde, hat den geistigen Kontakt nicht nur zur Theologie der Bundesrepublik, sondern auch zu den großen geistigen Strömungen Europas nie verloren. Insofern ist das, was an Ausbildung da geschehen ist, auf einem für die DDR ungewöhnlichen geistigen Niveau in die Gemeinden hineingegangen. Ich war selber Studentenpfarrer. In der Kirche wurde nichts von oben befohlen, aber die Situation von Studenten in der DDR schrie einfach danach, daß man die Bildungslücken, die da entstanden, füllte, Philosophiekreise gemacht wurden und Wissenschaftler eingeladen wurden. Meist waren das mittlere Kader. Die Professoren trauten sich nicht mehr, zu den Gemeinden zu kommen. Das war auch eminent wichtig, und ich möchte nicht wissen – es wäre eine soziologische Untersuchung wert –, wie viele von den Leuten, die im Herbst 1989 die Runden Tische bevölkert haben, durch die Studentengemeinden gegangen sind. Das war eine ganz wichtige Arbeit – ähnlich auch in den Evangelischen Akademien –, die da geleistet wurde.

Sie weisen richtig darauf hin: Das Bild, das ich skizziert habe, ist in der Tat das Bild der siebziger, achtziger Jahre, also der zweiten Hälfte der DDR-Geschichte. In der offiziellen Lesart schon zur DDR-Zeit hieß es: Mit der Mauer begann eigentlich erst richtig das Einwandern der Kirche in dieser Gesellschaft. Womit zugleich der Vorwurf verbunden ist, in der Zeit davor sei es nur um ein Überwintern gegangen. Den Vorwurf finde ich persönlich ungerecht, weil dort in den fünfziger Jahren eine doch sehr lebendige Theologie und Kirche am Werke war. Auf der anderen Seite ist wichtig zu erwähnen, daß man sich gesagt hat: Du wirst hinter dieser Mauer dein Leben verbringen, und deine Kinder werden es wahrscheinlich auch. Es war eine Lebens- und auch eine Theologieplanung, die sich auf diese Verhältnisse einstellte. Die konnte nach Lage der Dinge auf nichts anderes aus sein als auf schrittweise, kleine Veränderung dessen, was wir da hatten. Alles andere wäre aberwitzig gewesen.

Ich zum Beispiel gehöre einer Generation aus den fünfziger Jahren an, wo ganze Abiturklassen in den Westen abgeschwirrt sind. Und auch nach der Mauer sind ohne Unterlaß Intellektuelle aus der DDR raus. Das schadet uns bis heute übrigens sehr. Das ist aber auch in der Kirche bemerkbar geworden, d. h. es ging nicht, Leute theologisch in Sackgassen zu treiben, an denen sie

am Ende nur noch die Möglichkeit eines Ausreiseantrages vor sich hatten. Also mußte aus der Situation das Beste gemacht werden, aber so, daß wir unsere Freiheit nicht dabei verlieren würden. Nun begann das große Problem. Wir hatten diese Institution, eine gefährdete Institution in der Gesellschaft, die man bewahren will, und ein Freiheitsanliegen, das in dieser Gesellschaft verwirklicht wird. Das, was man da frei sagt, setzte zugleich möglicherweise aufs Spiel, wie man als Kirche in die Gesellschaft eingetaktet wurde. Da den richtigen Balanceakt, daß immer der wesentliche Schritt vorwärts mit dabei bleibt, zu treffen, das ergibt dann, bis in die Frage Gruppe und Kirchenleitung hinein, diesen Konflikt, der sich im Grunde genommen durch die ganze Kirchengeschichte der DDR zieht.

Es ist ja nie ein Konflikt gewesen, der zu einem wirklichen Gegensatz geführt hat. Das muß man auf der anderen Seite sicher auch dazu sagen.

Was nun die Situation betrifft, die Sie nachfragen im Hinblick auf das atheistisch erschlaffte Menschsein, wie ich das genannt habe. Der Atheismus ist viel älter als die DDR. Ich bin in Dessau aufgewachsen und habe Mitte der fünfziger Jahre nicht gedacht, daß da in zwanzig Jahren noch eine Kirche sein wird. So war die Situation da. Es saßen eben damals auch schon die drei alten Mütterchen dort, bloß die saßen nach dreißig Jahren immer noch da. Diese Erfahrung, die man da gemacht hat, daß aus dem, was wir da mit der Bibel in der Hand und dem bißchen Zeug, was man selber war, gemacht haben, ein neues Leben wuchs und sehr viele Einzelerfahrungen, die bis heute noch niemand zusammengesetzt hat: Die Funktionärskinder, die anfangen, Theologie zu studieren; die Leute, die ihren Beruf hinschmeißen und alles auf die Arbeit in der Kirche setzen. Ich habe zwanzig Jahre lang kontinuierlich in der kirchlichen Ausbildung mitgearbeitet. Aus solchen Geschichten setzt sich ein Bewußtsein zusammen, das trägt, obwohl wir – wie Herr Gutzeit gefragt hat – tatsächlich auch geschmeichelt haben. Ich meine diese Erklärungen, die da abgegeben worden sind, hatten auch immer etwas Übertriebenes. Wenn man Pfarrer irgendwo war, mußte man sich auch die Frage stellen: Lohnt es sich jetzt wirklich, oder gibst du zu, daß du da gerade das halbwegs Verträgliche machst? In diese Situation ist man ständig gekommen. Dennoch hatte das alles – das ist eigentlich ständig die Grunderfahrung – so etwas Überschießendes über die tatsächlichen Verhältnisse in der Kirche. Das war wirklich unsere Stärke, so daß – selbst wenn man etwas gemacht hatte im Hinblick auf Anpasserei oder so, dessen man sich schämen mußte – man dann immer noch eine Möglichkeit hatte, darüber noch einmal hinauszugehen und vor allen Dingen, weil man wußte, anderen geht es ebenso. Es wurde unheimlich viel geredet unter uns. Ich habe einen wunderschönen Beruf gehabt, weil ich die ganze Zeit immer mit derselben Generation der zwanzig- bis fünfundzwanzigjährigen zu schaffen hatte. Da hat sich ein Wandel vollzogen, auf den Sie wohl hingewiesen

haben. Das Bedürfnis nach Intellektualität hat nämlich in den achtziger Jahren nachgelassen zugunsten subjektiver Ehrlichkeit. Die Terminologie der Betroffenheit wird in dieser Zeit groß. Das hat Wesentliches bewirkt, hat sich aber zum Beispiel in den Studentengemeinden so ausgewirkt, daß diese Urania-Programme, die ich am Anfang der siebziger Jahre noch gemacht habe, nicht mehr so liefen.

**Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer:** Ich kann nicht verhehlen, daß es interessant ist, zuzuhören, und deshalb fällt es mir schwer zu sagen, wir machen Schluß. Angesichts der Fülle der Themen, der aufgeworfenen Fragen, angesichts der Fülle dessen, was wir heute abend zur Kenntnis genommen haben, finde ich diese zeitliche Überziehung verkräftbar. Ich danke Ihnen, daß Sie so lange hier geblieben sind. Es ging um Erfahrungen, die auch für uns, die wir uns hier vorne am Podium bemüht haben, wichtig sind. Ich danke Ihnen allen, meine Dame und meine Herren, meine Schwestern und Brüder, daß Sie hier waren und so diszipliniert und wacker gestritten haben. Ich glaube, wir haben diesem Thema einen guten Dienst erwiesen. Bevor ich dem Vorsitzenden das Wort gebe, möchte ich Sie alle einladen, morgen früh wieder hier zu sein.

**Vorsitzender Rainer Eppelmann:** Ich möchte noch einmal Danke sagen, daß Sie bis 22.30 hiergeblieben sind und Sie einladen, morgen vormittag um 9.00 Uhr – bis 18.00 Uhr wird es etwa gehen – wieder mit dabeizusein. Ich kann mir vorstellen, daß es auch morgen interessant wird. Um eine Formulierung von Bruder Krötke aufzunehmen: Es hat ja möglicherweise in der DDR so etwas wie eine Theologie im Knast gegeben. Theologie der Befreiung, Theologie der Revolution, warum nicht auch Theologie im Knast? Morgen geht es um die Verkündigung in der DDR.

Ende der Sitzung 22.30 Uhr